



1905

Alfreds Frauen

Hanna Christaller

Description

These works within the Sophie Digital Library are part of a collection of Prose Fiction written by German-speaking women. Within this generic category may be found works such as novels, novellas, short stories, fairy tales, mystery, romance and other types of literary fiction.

Follow this and additional works at: <https://scholarsarchive.byu.edu/sophiefiction>



Part of the [German Literature Commons](#)

BYU ScholarsArchive Citation

Christaller, Hanna, "Alfreds Frauen" (1905). *Prose Fiction*. 139.
<https://scholarsarchive.byu.edu/sophiefiction/139>

This Article is brought to you for free and open access by the Sophie at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Prose Fiction by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu.

Hanna Christaller.

Alfreds Frauen.

Novelle aus den Deutschen Kolonien.

Mit Illustrationen

von

Willy Planck.

Zweite Auflage.

Stuttgart.

Franckh'sche Verlagshandlung

W. Keller & Co.

„Das laß' ich mir gefallen! Gnädiges Fräulein trinken nun auch Wasser statt Wein!“ rief der Schiffsdoktor. „Wird ja der zukünftige Herr Gemahl eine Freude haben!“

Er war eine Herkulesgestalt mit rotem, massivem Gesicht, dieser Herr Doktor. Breit und behaglich lehnte er am untern Ende der Tafel und lächelte hämisch, als er bemerkte, wie eine dunkle Röte das Antlitz der jungen Dame übergöß, die er zu oberst des Tisches gerade sich gegenüber hatte. Wie hilfesuchend blickte die Angeredete zu ihrem Nebensitzer, einem bartlosen, schlanken Mann in den vierziger Jahren auf, der in seiner schlichten Vornehmheit in sich gekehrt dasaß.

„Wahrhaftig, Professor, Sie haben schon eine Seele gerettet, noch ehe Sie zu den schwarzen Teufeln kommen,“ lachte dessen Gegenüber, ein rundlicher, kleiner Herr mit lustig blinkenden blauen Augen, „ich prophezeie Ihnen einen wahren Triumphzug durch das Land der Mohren.“

„Prosit, Direktor!“ stimmte nun der Doktor mit dröhender Stimme bei und stürzte sein volles Glas auf einen Zug hinunter.

Der kleine Herr tat dasselbe, nur etwas langsamer; dann klopfte er sich wohlgefällig auf's Bäuchlein und sprach: „Nein! wie man solch edle Göttergabe verschmähen kann, zumal auf einer Seereise, wo man ohnedies nur Wasser sieht, hinten Wasser, vorne Wasser! Wo man rein nichts hat als die Aussicht, unter Negern, wilden Tieren und giftigen Insekten sein Leben zu fristen! Meinen Sie nicht auch, Herr von Schlack, daß wir eigentlich etwas Gescheiteres hätten tun können als nach Afrika zu gehn?“

Er stieß seinen Nachbar gemütlich mit dem Ellbogen an. „Was tut man nicht alles, wenn einem das alte Europa über ist!“ entgegnete dieser schnarrend – „wird wohl auch etwas zum Amüsieren da sein in den Schwitzkasten.“

„Poussieren wollen Sie ja sagen,“ meinte der Direktor gutmütig, „na, hoffentlich! Nur sollen die Kanailen eine verfluchte Ausdünstung haben.“

„Ich bitte denn doch,“ protestierte der bisher so stille Professor mit scharfem Accent, „ich bitte die Herren, etwas Rücksicht auf die Gesellschaft zu nehmen. Die junge Dame hier – –“

„Ah,“ unterbrach ihn der Direktor, halb schelmisch, halb verlegen die gefalteten Hände erhebend: „Bitte tausendmal um Verzeihung, gnädiges Fräulein!“

„War doch nur Scherz; man ist doch kein Gymnasiast mehr!“ näselt Herr von Schlack.

Aber der Doktor schrie: „Steward, drei Flaschen Sekt!“ und warf dem Professor einen giftigen Blick zu.

Mit großen erschrockenen Augen saß das Mädchen da.

„Was meinen Sie, gnädiges Fräulein, gehen wir auf Deck?“ fragte ihr Beschützer, nun wieder vollkommen ruhig.

„O ja, bitte,“ flüsterte sie, sich rasch erhebend und ihm eilig voranschreitend.

Als die beiden den Speisesaal verlassen hatten, war es eine Sekunde ganz still – eine Gewitterpause! Dann aber polterte der Doktor los: „Nettes Pärchen, wie? Man könnte beinahe meinen, er sei der künftige Ehegespons so zärtlich besorgt ist er um die Puppe.“

„So eine Seereise ist eben etwas langweilig,“ lachte häßlich Herr von Schlack.

„Das kann man gerade nicht sagen,“ meinte der Direktor und warf Schlack einen meßbilligenden Blick zu, „– in diesem Fall wenigstens nicht – : die Kleine ist ein nettes, unschuldiges Ding, anscheinend ganz frisch dem erzieherischen Walten einer ältlichen Tantenjungfrau entronnen; sie muß nur noch andere Ansichten vom Leben bekommen. Aber ein unverschämter Schulmeister ist doch dieser Mensch – der Professor! Er hat uns nichts vorzuschreiben. Element! was haben wir denn eigentlich so Schlimmes gesagt? Man soll sich wohl zusammennehmen wie in einem Mädchenpensionat!“

„Ja, wenn man endlich glaubt, die lumpige Zivilisation im Rücken zu haben,“ schnarrte von Schlack, „muß einem solch ein Huhn vor der Nase sitzen. Haben übrigens recht, Direktor – nettes Frauenzimmer! Diese ebenmäßige Figur, diese vollen Arme, rein zum Anbeißen – na, und dieser Mund!“ Er schleckte mit der Zunge an seinen wulstigen Lippen, daß es einen schnalzenden Ton gab.

„Die Augen sind aber doch das Schönste an ihr,“ ertönte jetzt die Stimme des Mannes, der unten neben dem Doktor saß und die ganze Scene schweigend mitangesehen hatte.

„Hör’ nur einer unsern Duden!“ lärmte der Doktor, „ja der hat’s hinter den Ohren, ist ein Diplomat, beobachtet immer – aber fein!“ Er klopfte dem lächelnd Dasitzenden auf die Schulter. „Nicht wahr, Herr Duden? Sie halten treu zu uns, was? Haben Sie nicht Sekt bestellt? Den trinken wir zu Ehren der schönen Augen! Ha, ha, ha!“

„Doktor, Sie sind ein unersättlicher Kumpan,“ rief der Direktor. „Herr Duden, wenn der Ihnen in dem durstigen Afrika auf dem Hals bleibt, säuft er Sie arm!“

„Nun, er muß ihm doch danken für ärztliche Hilfeleistung während der Seekrankheit,“ spottete von Schlack.

„Hoho, *mon cher*,“ sagte Duden, „wenn man aus den Menschen machen könnte, was man wollte, ja, dann, dann wüßte ich schon, wen ich zum Hausarzt ernennen würde.“ Er sah den Doktor unsicher an, und als dieser mit verdrießlichem Blick auf seinen borstigen Schnurrbart biß, tröstete er ihn: „Na, na, mein Teurer, deshalb bleibt unsere Abmachung doch wie sie ist. An der Küste werden Sie so wie schon solider werden!“

Dann rief er dem eintretenden Steward zu: „Wann bringen Sie endlich den Sekt?“ worauf sich des Doktors Gesicht wieder aufhellte.

„Donner! war das eine scheußliche Zeit im Biskana!“ trompetete der Direktor. „Daran denkt noch unser Duden. Die See ließ alle Höllengeister los, und wir lagen da, wie die Waschlappen. Wer stand uns damals bei? Der Professor, meine Herren, der Professor! Ich sehe den Menschen noch, wie er, sich überall festklammernd, in die Kabine hereinkam, wo wir bei diesen wahnsinnigen Schiffsbewegungen ächzend, von einer Seite auf die andere flogen. Ich sehe ihn noch, wie er uns Verhaltensmaßregeln gab. Und unser Schiffsdoktor? Ja, du lieber Gott, der suchte sich durch Ströme geistiger Getränke aufrecht zu erhalten.“

„Na, nur nicht so hitzig, meine Lieben!“ beruhigte der Doktor. „Vielleicht ist der hilfreiche Retter auch manchmal ein bißchen fehlgegangen; er hat ja heute noch die Narbe an der Stirn von dem Reisekörbchen, das ihm in des Fräuleins Kabine an den Kopf geflogen sein soll.“ Der Doktor hüstelte. „Soll! sage ich, meine Herren. Übrigens – das Frauenzimmer ärgerte mich genug. So oft ich nach ihr sehen wollte – immer zeterte sie schon von weitem: ihr sei ganz wohl; sie habe schon Medizin – als ob gegen Seekrankheit Medizin Hülfe? Was braucht mir der Kerl ins Handwerk zu pfuschen?“

„Doktorchen, an des Fräuleins Stelle hätte ich’s auch so gemacht –: Sie waren ja fortwährend so betrunken, daß es gewagt war, Sie zu konsultieren. Aber Dummheiten! Wo sind wir stehen geblieben? Aha, bei den schönen Augen!“

Und der Direktor sang:

„Augen, sterblich schöne Sterne!
Also mag das Liedchen klingen,
Das ich weiland in Toskana
An dem Meere hörte singen.

Eine kleine Dirne sang es,
Die am Meere Netze flickte,
Sah mich an, bis ich die Lippen
Auf ihr rotes Mündchen drückte.“

Er leerte das zweite Glas Sekt und wurde schon ganz weichmütig.

„Ja, ja,“ seufzte er, und seine feuchten Augen sahen den aufsteigenden Schaumperlen im Glase nach, „es ist wirklich Unsinn, daß ich nach Afrika gehe! Wie schön war’s daheim! Lauter so allerliebste Mädels wie die Kleine da oben!“ – er wandte den Kopf nach dem Platz, wo das Fräulein gewöhnlich saß – „ach!“

Auch Duden wurde redseliger; er ließ durchblicken, daß er große Unternehmungen an der Küste beabsichtige und ein horrendes Kapital hinter sich habe. Schlack und der Doktor, die lange in Berlin gewesen waren, tischten nach und nach allerlei Abenteuer auf, und bald wurde das Gespräch intim und immer intimer.

Der Professor und die junge Dame wanderten auf dem Deck – ein dichtes Segel war darüber gespannt – hin und her. Die Tropensonne sandte ihre sengenden Strahlen über das blitzende Meer. Mit kaum merklichem Schaukeln glitt das Schiff auf dem ruhigen, breiten Wogen dahin.

Der Professor sann eine Weile in die Wassereinsamkeit hinaus; dann streifte sein nachdenklicher Blick seine Gefährtin.

„Schade! Um Ihretwillen ist es mir leid, daß der allerdings recht gespannte Faden des geselligen Verkehrs auf dem Schiff nun doch gerissen ist, – übrigens, was liegt daran: die wenigen Tage, welche wir noch hier vereint sind, werden ja rasch genug vergehen.“ Er strich sich unruhig das dicke, kastanienbraune Haar zurück, welches der Wind ihm über die breite, weiße Stirne blies.

„Was liegt daran, mein treuer Eckart? Ich hatte ja eigentlich während der ganzen Fahrt nur mit Ihnen näheren Verkehr. Ach, ich bin ja glücklich, einen Meister gefunden zu haben, der mit so kundiger Hand mich vor die neue Welt geführt, in die ich sonst weniger bewußt eingetreten wäre. Wie fas, wie öde wäre diese Zeit verflossen!“

Der Professor sah sie einen Moment überrascht an, als suche er etwas in ihrem Gesicht. Aber in diesen klaren Augen las er nur die ehrliche Bewunderung einer naiven Natur.

„Sehen Sie,“ fuhr sie lebhaft fort, „von solch einer Freundschaft hab’ ich immer geträumt. Mit einem guten, geistreichen Menschen ohne Rücksicht auf das Geschlecht so ganz frei und harmlos verkehren zu können – das ist’s. Gewinnt die Blume Farbe und Kraft nicht erst im Schauen des Sonnenlichts? Allerdings furchtbar egoistisch, wenn ich so rede – nicht?“ lachte sie auf. „Wie kann ich Ihnen das je vergelten?“

Er sah mit gütigem Lächeln auf sie nieder. „Glauben Sie nicht, daß auch Sie mir etwas gaben?“ fragte er mit leise erregter Stimme und betrachtete seinen reizenden Schützling. „Daß Sie mir auch etwas sind? Ohne Sie wäre ich einsam gewesen unter diesen fremden Geistern.“

„Ja, fremde Geister,“ sprach sie ihm nach mit einem Anflug von Spott, „und nicht wahr,“ fuhr sie träumerisch fort, „bei uns war’s gleich in der ersten Stunde, als kennten wir uns schon lange?“

Er räusperte sich. Dann sagte er nach einer Pause erzwungen kühl: „Gewiß, gnädiges Fräulein!“

Sie lächelte zufrieden: „Übrigens brauchen Sie mich gar nicht zu schonen. Mein Onkel, bei dem ich erzogen wurde, meinte beim Abschied: Lucia, du gehst jetzt in die weite Welt hinaus; nimm nicht gleich alles übel! Die Menschen sind Produkte ihrer Verhältnisse.“

Der Professor atmete auf und strich sich wieder über die Stirn, als schmerze ihn der Kopf. „Wohl ist es so – doch mit Einschränkungen: wolle starker sein als die Dinge! Der reife Mensch darf die Verhältnisse nicht zum Sündenbock eigener Schwächen und Verschuldungen machen. Er biete ihnen die Stirn – aber soll man ein Kind nicht so lang wie möglich vor der rauhen und rohen Wirklichkeit behüten?“

„Ich bin doch Braut,“ sagte Lucia mit Selbstgefühl, „und Alfred ist ja ein mutiger, starker Mann.“

Sie sah nicht, wie es in den Tiefen zweier Augen, die sonst so undurchdringlich Ernst blickten, plötzlich funkelte, aber sie fühlte, daß irgend etwas nicht ganz klar war und plauderte deshalb stoßweise fort: „Ich empfand so großen Respekt vor ihm, als ich ihn zum erstenmal sah. Meine Eltern hatte ich nie gekannt. Mein Onkel hatte mit Afrika viele Handelsverbindungen, und so kam Herr Tenner ein paar Tage, ehe er nach den Tropen abreiste, zu uns. Er war so fröhlich, und am letzten Abend fragte er mich in einem unbeobachteten Augenblick, ob ich seine Frau werden wolle. Ich hatte immer in den

Märchen gelesen, daß schließlich irgend ein Prinz kommt und an ein Mädchen diese Frage richtet, und, da er mir überdies sehr gefiel, sagte ich ja. Sehen Sie, damals war ich ein Kind, aber in den zwei Jahren, in welchen wir uns Briefe schrieben, ward mir klar, daß ich ihn lieben und ihm bis ans Ende der Welt folgen müsse. Nicht nur, daß aus seinen Briefen das goldigste Gemüt sprach, von allen Seiten wurde uns seine Tüchtigkeit, sein Mut, seine Energie gerühmt. Nicht wahr, es ist doch ein beseligendes Gefühl, solch einem prächtigen Menschen sich vertrauen zu dürfen?"

„Ganz genau in diesem glücklichen Wahne lebte auch ich einst,“ erwiderte der Professor gedankenvoll, „und wenn Sie heute diesem Glücke zustreben – mein glühendes Verlangen ist es, fort, recht weit fort zu kommen von der Erinnerung an jene Zeit.“

Betroffen blickte Lucia den ernsten Mann an, um dessen Mund sich jetzt zwei tiefe, bittere Linien eingegraben hatten und dessen Augen plötzlich wie erloschen schienen. „Sie leiden,“ sagte sie sanft, „und sind doch alles Guten und Beglückenden wert.“

„Ja, ich leide,“ entgegnete er. „Begreifen Sie jetzt, daß Sie mir auch etwas gaben, daß es dem Einsamen, Verbitterten wohl getan, die warme Nähe eines seelenvollen Wesens zu fühlen?“

Vom Mitteldeck her rief plötzlich eine muntere Stimme: „Gnädiges Fräulein, schauen Sie um sich! Das Land der Sehnsucht ist nicht mehr weit!“

Eine kräftige Seemannsgestalt kam dahergeschritten und stellte sich mit gespreizten Beinen, kaum merklich mit dem Oberkörper den Schiffsbewegungen folgend, neben Lucia auf, die mit einem Freudenruf an die Reeling geeilt war.

In der Ferne zeichnete sich der Küstensaum ab, wie eine dunkle, ungleich ausgezackte Linie, deren Formen immer schärfer und deutlicher wurden, je näher das Schiff dem Lande kam.

„Nun sind Sie wohl recht vergnügt,“ schmunzelte der Seeman, „aber lassen Sie sich das eine raten: Gehen Sie bald wieder heim! Es ist kein schönes Land, Karamba! Jung, lebensfroh bringe ich die Leute heraus; über die Hälfte davon sehe ich nicht wieder. Die andern kehren krank, heruntergekommen ins Vaterland zurück.“ Bedauernd streifte sein Blick die sonnige Mädchengestalt, die ihn ängstlich ansah, und tröstend lachte er: „Na, ‘s ist nicht immer so schlimm – bange machen gilt nicht. Solch ein alter Seebär sieht eben nicht mehr so rosig ins Leben.“

„Wenn ich nur meinen Alfred gesund wiedersehe!“ stieß Lucia hervor.

„Unbesorgt!“ beruhigte der Kapitän. „Wer so ein liebes, kleines Frauchen erwartet, ist gegen alles gefeit. Nicht wahr, Herr Professor? – Aber was treiben denn die da unten? He! Land in Sicht!“ rief er durch die Kajütentür in den Speisesaal hinunter.

Mit einer Art Indianergeheul stürmten die Herren die Treppen hinauf. Sie waren schon stark angeheitert. Der Direktor faßte Schlack um die Taille und wirbelte mit einer Gewandtheit, die man seinem rundlichen Körper gar nicht zugetraut hätte, mit diesem herum, indem er im Walzertakt dazu sang:

„O Schiffsmann, lieber Schiffsmann,
Was haben Sie getan?
Sie brauchten mich ja nach Berlin,
Und ich wollt’ nach Amsterdam.“

Duden bemühte sich indes vergeblich, durch ein Fernglas, das er mit unsicheren Händen bald kurz, bald lang zog, etwas zu sehen. Der Doktor aber warf stöhnend seinen herkulischen Leib in einen Segeltuchstuhl, daß das schwerbelastete Gestell aufächzte; er faltete die Hände über dem Schmerbauch, und bald verkündete lautes Schnarchen, daß er einen gesunden Verdauungsschlaf hielt.

„Sehe mir einer den Kerl an! Da liegt er wie der Riese mit den Siebenmeilenstiefeln,“ lachte der Direktor und hüpfte auf einem Bein herum, „gerade so stellte ich mir als Kind das Ungeheuer vor! Dieses rote, aufgedunsene Gesicht, von dem struppigen, schwarzen Haar und Bart umrahmt, diese mächtigen Hände, die gewiß mit wenig Griffen sieben ausgehungerten Büblein den Hals umdrehen! Und diese Länge, diese Masse von Knochen und Fett!“

Der Doktor hob einen Moment, verschlafen blinzeln, die Augenlider und lallte: „Es ist nicht nett, die Leute an ihre Mängel zu erinnern.“ Dabei schnarchte er schon wieder.

„Ja, schlafen Sie nur!“ sagte der Direktor. „Wenn ich wieder auf die Welt komme, werde ich auch Schiffsdoktor; so gut hat’s doch kein Mensch! – Wie kamen Sie eigentlich zu diesem Bruder Lustig?“ wandte er sich, auf dem Deck weiter schreitend, an den Kapitän.

Der zuckte die Achseln: „Ich glaube, die Schiffsgesellschaft nahm ihn halb und halb aus Mitleid. Soll einst ein Löwe des Salons gewesen sein, aber jetzt ist er nach und nach heruntergekommen.“

„Kann aber jeden Augenblick wieder heraufkommen, ist ein verteufelter Kerl, ein Genie von Arzt – wenn er nur mag und will,“ meinte Duden.

„Hm, hm,“ machte der Direktor, „schade um so was! Aber trotz alledem – ich glaube das beste wäre, man würde ihm da unten Schwimmunterricht geben, bis ein Haifisch sich seiner erbarmt. Der muß ja doch über kurz oder lang am Säuferwahnsinn enden.“

Bewaldetes Land zog sich die ganze Küste entlang, wie eine dunkelgrüne Borte! Nur dann und wann ein gelber, öder Sandstreifen oder ein Negerdorf, dessen niedere, runde Hütten mit den zugespitzten Strohdächern sich aus der Ferne ausnahmen wie Ameisenhaufen! Dazwischen hier und da helle, lichte Gebäude, von wo aus die weißen Ansiedler durch aufgeheizte Flaggen den Dampfer grüßten.

An den einzelnen Stationen hielt das Schiff – etwa eine halbe Stunde von der Küste entfernt. Dann durchschnitten die am Ufer weiß aufschäumende Brandung jedesmal kleine Boote, die mit rasender Schnelligkeit dem Dampfer zuschossen. Hier angelangt, richteten die schwarzen Bootsleute allerlei Aufträge aus, und wie der Wind sausten sie zurück. Und beim Balanzieren im schmalen Boot auf der hochwogenden Dünung – wie kam da die graziöse, spannkraftige Geschmeidigkeit dieser kraftvollen dunklen Gestalten zur Geltung!

Der Dampfer fuhr einige Tage an der Küste entlang. Das öftere Anhalten erregte die Ungeduld der Reisenden – nur nicht die des Professors. Eifrig unterhielt er sich Tag für Tag mit den Krünnern, welche in Menge an einer Station aufgenommen worden waren, um hier unter der glühenden Sonne den weißen Matrosen behilflich zu sein. Es schien ihn überhaupt nichts so sehr zu interessieren, wie die Sprache und Gebräuche der Schwarzen zu untersuchen, so daß Lucia meinte, er werde sich jetzt schon totarbeiten.

Eines Nachmittags waren jedoch die Schiffsschwankungen so heftig, daß der Gelehrte seine schriftlichen Aufzeichnungen nicht fortsetzen konnte. Er gesellte sich zu Lucia, die an ihrem Lieblingsplatz, hinten am Schiffsbug, stand. Dort nun verweilten die Zwei und schauten der breiten Wasserstraße nach, die weit hinaus den Lauf des Dampfers bezeichnete. Unter ihnen schlugen die Fluten, welche der schwere Schiffsleib durchschnitten hatte, in schäumenden Wirbeln zusammen, in kristallinen, grünlich-bläulichen Farben schillernd. Es war sehr schwül. Am Horizont ballten sich schwarzblaue Wolken, die schwer und unheimlich näher zogen. Von dort her schien auch das Meer mit geschwellten Wogen, dunkel und massig wie flüssiges Erz, sich heranzuwälzen. Nun regnete es in der Ferne; breite Striche zogen sich von den Wolken herab ins Meer, das auch schon ums Schiff her immer mehr in Bewegung kam; grille Blitze zuckten durch das düstere Wolkengrau, und hui! fuhren pfeifende Windstöße heran, in die sich das bange Kreischen der Möven mischte, die ängstlich das Fahrzeug umschwebten.

Entzückt beobachteten die Beiden das düster prächtige Bild. Lucia haschte nach den Schaumperlen, die von den immer wilder das Schiff umbrandenden Wogen emporgespritzt wurden. Der Wind wühlte in den Locken des jungen Mädchens und peitschte ihr Gewand um die Kniee ihres Gefährten.

Mehrmals mußte er sie mahnen, ins Trockene zu gehen.

„O, es ist zu schön!“ lachte sie übermütig, ihm endlich folgend. Er riß sie gerade noch rechtzeitig in den Salon, der oben auf dem Verdeck angebaut war, als eine Sturzsee hinter ihnen herdonnerte – und jetzt toste das tropische Gewitter mit aller Wucht über das Schiff hin. Meer und Himmel schienen sich mit nassen Armen ineinander zu verschlingen, und das Fahrzeug flog in ächzenden Schwankungen von einer Seite auf die andere.

„Es wird bald vorüber sein,“ tröstete der Professor, als er sah, wie Lucia nun doch ängstlich zu ihm herüberschaute. Sie mußte alle Kraft aufwenden, um sich festzuhalten, sobald eine neue Schwankung eintrat, die jedesmal von ohrenzerreißendem Geklirr und Getöse aus dem Schiffsraum her auf begleitet wurde.

Es dauerte in der Tat nicht lange, bis das Unwetter nachließ, und befreit aufatmend eilten die Passagiere auf Deck, wo ihnen herrliche Kühle entgegenwehte. Das Gewitter ging fern und ferner, und die zerwühlten Wogen hoben und senkten sich wie in erregtem Aus- und Einatmen.

Die Herren begaben sich bald wieder in den Salon zu einem Skat zurück. Der Professor trat abermals zu Lucia, die verträumt nach der Richtung hinsah, aus der sie gekommen.

17

[Illustration]

„Nun ist es bald vorüber,“ seufzte sie, „zwischen uns und der Heimat eine weite Kluft, und die Wasser gleiten über die Stellen hinweg, wo man schöne Stunden verlebte. Da sehen Sie ‘mal hinab!’“ fiel sie in ihren naiven Plauderton und neigte sich über die Schiffsbrüstung, „wie tief, tief es da immerzu hinuntergeht!“ Dabei zeigte sie in den schwarzen Abgrund hinein. „Halt!“ rief sie erschrocken und schloß fest die Hand „mein Verlobungsring sitzen wir so lose am Finger; ich muß immer denken, fiele er da hihein, ich könnte ihn nicht mehr finden, und das wäre doch schrecklich!“

„Hier liegt, vielleicht noch mehr Glück begraben,“ sagte der Professor, „sehen Sie dort das Wrack am Ufersand?“

„Wahrhaftig!“ rief Lucia überrascht, „wer sollte es für möglich halten –: so nah am Land Schiffbruch! Gut, daß ich vorher nicht daran gedacht! Sonst hätte ich mir bei dem Gewitter schlimme Gedanken gemacht! aber ich hielt einen Schiffbruch für ganz unmöglich an dieser harmlosen Küste.“

„O, gerade hier!“ erklärte der Professor, „je näher dem Ufer, desto mehr Klippen! Deshalb ist auch der Kapitän weniger in Verkehr mit uns als anfangs. Es ist nicht ungefährlich die Küste entlang. Doch machen Sie sich keine Sorgen! Unser Kapitän ist äußerst vorsichtig, und nur noch ein oder zwei Tage, so sind Sie am Ziel!“ Er schaute sie wehmütig an; wie ein leeres, trostloses Einerlei schloß sich die Zukunft vor ihm auf.

„Wie nett, daß Sie in das gleiche Land wie wir kommen!“ freute sich Lucia, „es hätte mir leid getan, wenn Sie wie mancher Mitreisende noch weiter nach dem Süden zögen. Ich bin begierig, wie mein Verlobter in den zwei Jahren geworden ist, die wir voneinander getrennt sind. Aber ich glaube, Sie können recht gute Freunde werden. Er ist jedenfalls ein bißchen verwildert. Denken Sie, er schrieb, ans Lesen komme er gar nicht mehr, er sehne sich unbeschreiblich nach einer zivilisierten Frau – – mein Gott, warum sehen Sie mich plötzlich so entsetzt an?“

„Tat ich das?“ lächelte er gezwungen, „aber glauben Sie nicht, daß sich Menschen in zwei Jahren so sehr verändern können, daß es gewagt ist, danach ohne Prüfung gleich zu heiraten?“

Lucia errötete: „Verändern? Die Menschen vielleicht, aber nicht Liebe und Treue. Mir wenigstens wäre es unmöglich, an einen andern auch nur zu denken. Daheim wollte man mich, als die Existenz meines Verlobten anfangs zweifelhaft schien, bereden, ihn aufzugeben. Ja, gerade da wäre es feige gewesen, ihn zu verlassen. Wie lieb und gut schrieb er mir damals, wie bat er mich, an ihn zu glauben, ihm treu zu bleiben! Ach, wie freute ich mich, ihn befestigen zu können in dem Gedanken an ein treues Herz, den er doppelt nötig hatte in dem fernen Lande! Muß es darum nicht unumstößlich für mich feststehen, daß man da doch innerlich miteinander so völlig verwachsen ist, daß Äußerlichkeiten einen nicht zu sehr befremden können?“

„Sie sprechen da aber nur von sich. Was würden Sie tun, wenn er nicht so – gewissenhaft wäre?“ stieß der Professor gepreßt hervor.

Lucia lachte hell auf: „Da bin ich ganz unbesorgt. Mit wem sollte er mir denn untreu werden? Es ist doch keine einzige weiße Dame in der Nähe!“

„Weiße Dame?“ fragte der Professor beklommen.

„Sie meinen doch nicht gar,“ kam es zögernd von ihren Lippen, „untreu mit so einem – – garstigen – – Negerweib? Da müßte er ja ein ganz roher Mensch sein! Nein, nein!“ Nun lachte sie noch lustiger.

„So garstig sind nicht gerade alle,“ sagte der Professor gedrückt.

Jetzt funkelte in den Augen des Mädchens etwas von der Wut der Löwin, welche ihr Junges verteidigen will. „Glauben Sie, dann würde er in jedem Brief schreiben: Dein getreuer Alfred? Wahrhaftig, dieser Gedanke wäre mir – im Traum nicht gekommen.“

Wieder blickte der Professor so herbe drein.

Lucia bereute schon ihren Übereifer diesem lieben Menschen gegenüber, den gewiß etwas unversöhnlich erbitterte. „Solche,“ sagte sie einlenkend, „mag es ja geben. Aber mein Alfred – – nimmermehr! Lernen Sie glauben und vertrauen, Herr Professor,

lernen Sie es durch – ein Mädchen! Ah, sehen Sie –“ nun klatschte sie jubelnd in die Hände „– vielleicht kann ich Sie ja auch etwas lehren.“

„Sie haben mich’s schon gelehrt.“

Seine Stimme klang tonlos. Krampfhaft umfaßte er das Schiffsgeländer. Seine Hand zitterte. Lucias Atem stockte. Es war ihr, als müßte sie einen Schritt zurücktreten – aber sie blieb wie gebannt stehen.

Plötzlich stürzte keuchend ein Matrose übers Deck und beugte sich mit verstörtem Gesicht über die Reling.

Ein knirschender Krach! Ein furchtbarer Ruck!

„Herrgott! wir sinken!“ schrie der Direktor, der mit den andern aufs Deck rannte.

„Hilfe! Leute her! Kapitän!“ brüllte Schlack wie besessen.

Der Professor und Lucia waren zu Boden geschleudert worden. Er erhob sich – sie emporziehend und ihre Hand auf seinen Arm legend, ging er mit ihr zu den andern. Von der Schiffsbrücke her erschallte die Stimme des Kapitäns, und nun lärmte eine Anzahl Matrosen herbei. Hastig machten sie das Rettungsboot los.

„Sehen Sie, da ist schon Hilfe!“ sagte der Professor, „und das Land ist nahe. Nur Mut!“

Lucia blickte zu ihm auf: „Müssen wir nicht sterben?“ stammelte sie.

Er lächelte: „Wäre das so schlimm? Aber sehen Sie: in wenigen Sekunden wird das Boot flott sein.“

Nun trat der Kapitän heran: „Noch einen Augenblick Geduld! Das Schiff sinkt nicht so schnell; Sie kommen alle in Sicherheit. Wenn Sie aber noch etwas Wichtiges in Ihrer Kabine zu holen haben, so beeilen Sie sich! Darf ich den Herren die Dame anempfehlen?“

„Die nehme ich in meinen Schutz,“ erwiderte der Professor ruhig.

„Gut!“ Der Kapitän eilte davon.

Alles lief nach den Kabinen.

Eine Weile war das Deck fast leer.

„Donner! das geht rasch – da unten hört man schon das Wasser gurgeln,“ keuchte der Direktor, indem er mit den andern zu dem Platz eilte, von wo aus die Matrosen die Passagiere an einer Strickleiter ins Boot hinunterließen. Der Kapitän stand dabei. Erst als das Boot abstieß, trat er zurück zum andern Fahrzeug, das ihn und die übrigen aufnahm.

War das eine Meerfahrt! Majestätisch quollen die rauschenden Wogen daher, das kleine Schiff bald wie eine Nußschale in die Höhe hebend, bald mit ihm abwärts rollend. Welch ein Weg durch taumelnde Wasser! Aber da vorn, wohin man steuerte, dieses Zischen und Strudeln! Die Brandung, aus der Ferne als malerischer, weißer Schaumstreifen schimmernd, war in der Nähe nichts als ein wilden, brodelndes Chaos.

Der Professor legte den Arm um seinen zitternden Schützling, während er mit der freien Hand sich an die Planke klammerte, auf der sie saßen. „Nur noch einen Augenblick Tapfer!“

Auf dem Rücken einer vorwärtsstürzenden Woge schoß das Boot dahin durch wirren Schaum und Gischt. Hart stieß es am Ufer auf. Da kam schon der zweite Brecher hindendrein und hüllte die Gesellschaft in einen Sprühregen salzigen Wassers. Lucia fühlte sich aus dem Boot gehoben und – festen Boden unter den Füßen. Die Männer schriegen: „Hurra!“

So standen denn die Schiffbrüchigen auf afrikanischer Erde.

Flach und lang zog sich der Strand hin, ein blasser, gelber Sandton, an dem die weißumrandeten Wogen hinaufleckten, wie spitze Zungen, immer heraus, immer hinein, gierig alles absuchend und alles versenkend in den großen dunkeln, unergründlichen Schlund. Da standen sie nun, die Fremdlinge, und schauten hinaus auf die weite, glitzernde Fläche, von der ein schwerer, dunkler Punkt sich abhob, um den wie Fliegen die kleinen Boote der Schwarzen wimmelten – diese Boote, schmal, lang, vorn und hinten zugespitzt, so daß sie riesigen Bohnenschoten glichen, in denen gerade zwei oder drei der dunklen, geschmeidigen Menschenleiber Platz hatten. Wie Pfeile schossen sie hinaus durch die zischende Brandung. Wie ein Spielzeug schwebten sie über den breiten Wogen der Dünung. Hei! wie funkelten die schwarzen Augen derer, die drin saßen! Gierig lenkten sie dem schweren, dunklen Punkte zu, dem halb gesunkenen Dampfer, der, mitten auf felsiger Klippe zerberstend und von Minute zu Minute kleiner werdend, seinem nassen Grabe entgegensank.

Von dem Negerdorf, das nicht weit ab vom Strande lag, strömten immer mehr Schwarze herbei, eifrig gestikulierend, schreiend, Boote herbeizerrend. Mit einigen unter ihnen, die ihm von früheren Begegnungen her bekannt waren, trat der Kapitän sofort in Unterhandlung.

Gaffende Weiber und Kinder pflanzten sich um die Europäer auf. Besonders die weiße Dame schien die Zielscheibe für aller Blicke abzugeben. Bleich und halb betäubt stand sie da.

Erst als der Professor sie leise berührte, zuckte sie zusammen. Ein fliegendes Rot färbte ihr Gesicht.

„Soeben, gnädiges Fräulein, hat mir der schwarze Händler hier seine Hütte zur Verfügung gestellt; es wird gut sein, wir gehen nach dem Dorf.“

Ein Neger, angetan mit einer schlottrigen Hose und einer Nachtmütze, was bekundete, daß er schon von der Kultur bedeckt war, trat grinsend an Lucia hinan. Mit allerlei komplimentähnlichen Körperverrenkungen lud er sie ein, ihm zu folgen. Der Professor bot seiner Dame den Arm, und so gingen sie, gefolgt von einem Teil der Gaffer, auf die Hütten zu, die malerisch unter hohen Palmen hervorschauten.

„Der Teufel!“ zischelte Schlack, „da gehn sie hin – wahrhaftig! die Scene könnte nicht besser zu dem Lustspiel, das hier aufgeführt wird, geschaffen sein. Der ist ja rein verrückt! Er sah und hörte nichts mehr, als die Holde in Gefahr war – nur sie sah er. Seine Manuskripte, alles ließ er im Stich.“

"Gönnen wir ihnen das Vergnügen!" höhnte der Doktor. "Na, der tugendhaste Herr Professor ist mir ein schöner Beschützer! Aber bei dem Hitztopf Tenner wird er an den unrechten kommen."

„Ja!“ rief Duden dazwischen, „den kennt man an der ganzen Küste – der explodiert bei jeder Gelegenheit, wie ein Pulverfaß. Und jetzt soll er erst recht explodieren. Hahaha! Ich komme mit meinen neuen blanken Goldfüchsen. Eine nette Anzahl wurde mobil gemacht – just eben in Europa. Wollen mal sehen – die sollen diesen Mosjö Tenner zu Tode jagen. Und wenn er finanziell ruiniert ist – er wackelt schon – werden dem jungen Frauchen die guten Launen bald vergehen, meine Herren –“

„Freilich!“ frohlockte der Doktor, „und die Sentimentalitäten werden nachfolgen. Bah! die Weiber sind doch alle gleich – ich drehe keinen Finger um so eine empfindsame weiße Gans um – – oder um so eine – –“ er kniff einer drallen jungen Negerin, die ihn eben großäugig anstaunte, mit schnellem Griff in den Oberarm, worauf die Schöne mit

verschämtem Lächeln wie festgenagelt stehen blieb, indes einige alte Weiber ein wohlwollendes Gelächter anstimmten.

Das Dorf sah, in der Nähe beschaut, weniger einladend aus als von weitem. Niedere Lehmhütten standen zu beiden Seiten einer schmalen schiefen Straße. Die Vorüberwandelnden streiften mit den Häuptern die tief herabgehenden Strohdächer, und kleine, magere Schweine und Ziegen schnupperten und knubberten hier und dort an einer Lehmwand oder an einem unregelmäßigen, morschen Holzgatter, das den Eingang zu einem Hof bildete. Die Palmen sahen in der Nähe verstaubt und ledern aus. Steif und groß hingen die mächtigen Blätter um den Gipfel des Stammes, der wie eine erstarrte Riesenschlange hoch empor strebte.

Forschend spähte Lucia hier und da in den türlosen Engang einer Hütte, konnte aber in den öden Räumen nichts weiter entdecken als den Lehm Boden, Lehm mauern und eine viereckige Öffnung, die zur nächsten Behausung oder in einen Hof führte. Durch diese Eingänge drängten sich hastig Neger und Negerlein, welche sich neugierig dem schwatzenden Zug anschlossen, der hinter den Fremden her wogte.

Mit wichtiger Miene machte endlich der schwarze Führer vor einer Hütte Halt, die als seltenen Luxus zwei große, rohgezimmerte Türflügel aufzuweisen hatte. Man trat ein. Das Innere glich einigermaßen einer Trödlerbude. Gegenüber der Tür stand etwas Tischähnliches, auf dem allerlei bunte Herrlichkeiten aufgestapelt waren: Grellfarbene Zeuge, rote Seifen, schmierige Pomadefläschchen, runde Porzellanschüsseln, Teller, Gläser und anderes. Nicht ohne Stolz wies der schwarzer Krämer auf diese Schätze hin, die auch jetzt nicht verfehlten, der dunkelhäutigen Gesellschaft, die seinen Gästen folgte, blendend in die Augen zu stechen. Dann führte er die Fremden in ein dämmeriges Gelaß, das, etwas höher und geräumiger als die meisten Negerwohnungen, Zeugnis ablegte von der vorgeschrittenen Bildung seines Bewohners; denn hier stand ein Sofa, auf das eine große geblümete Kattundecke gebreitet war. Darüber hing ein vergilbtes Pariser Modebild, aus dem eine schlank geschnürte Schöne in violetter Samtkleid herunterlächelte.

Der glückstrahlende Ausdruck, mit dem der Schwarze den Effekt seines Staatszimmers auf die Weißen beobachtete, zwang Lucia etwas wie: „Sehr schön!“ ab, worauf der Professor kurz auflachte: „Das muß ich unserem Gastgeber sagen!“ Und sogleich verdolmetschte er dem Schwarzen den Ausspruch der Dame, was veranlaßte, daß dieser kaum mehr seine weißen Zähne hinter den wulstigen Lippen verbergen konnte. Nun sprach der Gelehrte dem schwarzen Gastgeber seine Anerkennung aus und stellte ihm einen großen Dasch (Trinkgeld) in Aussicht, worauf jener mit glückseligem Augenaufschlag und die Hand auf die Brust legend, sich devot verbeugte und rücksichtsvoll das Gemach verließ.

„Bei allem Unglück hatten wir doch das Glück,“ wandte sich der Professor an seine Schicksalsgefährtin, „nur wenige Meilen von unserem Bestimmungsort zu scheitern. Der Kapitän, welcher mit der Landessprache vertraut ist, hat sich schon nach einem Boten umgesehen, und Sie können nun getrost der kommenden Dinge warten. Deshalb legen Sie sich vor allem ein wenig zur Ruhe! Es war fast zu viel für eine zarte Missis.“

Lucia fühlte sich allerdings matt und streckte sich gehorsam auf dem Ruhebett aus. Er aber lehnte sich mit gekreuzten Armen an die Wand – sie sahen sich einen Moment wortlos an.

„Sehen Sie, das ist der Anfang in Afrika,“ unterbrach er das Schweigen, „es hätte auch noch schlimmer gehen können; so aber dürfen Sie hoffen, schon morgen Ihren Treugeliebten wiederzusehen. Ja, das sollen Sie! Das sollen und müssen Sie!“ rief er mit plötzlich ausbrechender Leidenschaft, und den Blick von ihr reißend, trat er hastig an den Ausgang der Hütte.

Lucia sah ihm stumm und groß nach. Dieser jähe Ausbruch verblüffte sie, und sie nickte nur, als er sagte, er wolle am Strand nachsehen, was noch gerettet worden sei.

Mechanisch ging er den Weg, den er gekommen. In ihm tobte es – nur noch wenige Stunden, und sie war für ihn verloren. Jetzt erst fühlte er, was sie ihm war – – aber sie war eines andern Braut.

Am Strande herrschte buntes Gewühl; vom Meer her kam und ging es mit kleinen Booten, die immer wieder neue Ladung brachten. Jetzt, da der Dampfer bereits unter Wasser war, kamen sie noch mit Schiffsplanken und Segeltuchstücken.

Männer, Weiber und Kinder wühlten in dem Chaos von Beute; die Weißen gingen von einer Gruppe zur andern, feilschend um dies und das.

„Sehen Sie,“ rief der Direktor dem Professor aufgeregt zu, „dieser verfluchte Halunke hat meinen Kleiderkoffer herausgefischt, und nun muß ich ihm Stück für Stück abkaufen.“

„Zwei Schilling, du Hund!“ schrie er den Schwarzen an, der halb ängstlich vor seinen neuen Schätzen kauerte und bedächtig zaudernd ein Stück nach dem andern für die Münze verhandelte, die der Direktor, immer wieder auf seine Hosentaschen klopfend, klingeln ließ.

„Hierher, meine Herren!“ dröhnte dazwischen des Schiffdoktors Stimme, „die Flasche Sekt, billig, billig, nur eine Mark! Wenn wir heut’ abend nicht den Erdboden für ein Federbett erster Güte ansehen, trinke ich keinen Tropfen Alkohol mehr.“

Der noch immer recht verstört dreinschauende Kapitän trat an den Professor heran. „Nun,“ sprach dieser auf ihn ein, „machen Sie ein fröhlicheres Gesicht, Kapitän! Ein Menschenleben ist ja, Gott sei Dank! nicht zu beklagen. Und die Sachen sind wohl alle versichert?“

„Ja!“ gab jener zurück. „Aber was hilft’s? Pech! heillooses Pech! Ihnen übrigens will ich danken, Herr Professor, daß Sie mir für die Dame gesorgt haben! Weibervolk paßt noch am wenigsten in so etwas hinein. Aber bitte – die Matrosen haben dan noch allerlei gerettet. Suchen Sie sich aus, was für das Fräulein paßt!“

Sie gingen miteinander zu dem Schiffsboot, das umgestürzt am Ufer lag und in dessen Schatten Kleider und Lebensmittel in buntem Durcheinander aufgeschichtet waren. Matrosen saßen davor und ließen sich’s wohl sein beim Bier, das sie aus Flaschen tranken, denen sie geschickt die Köpfe am Bootsrand abgeschlafen hatten.

Der Professor fand mehreres, das sein oder Lucias Eigentum war; der Kapitän warf noch etliche Bettstücke und Konserven dazu und rief dann einige von der schwarzen Schiffsmannschaft herbei, welche die Sachen auf einen Teppich legten, den sie, ihn an vier Zipfeln fassend, davontrugen.

Ehe der Professor den Trägern folgte, sprach er gedämpft etwas mit dem Kapitän, der aufmerksam nickte und, indem er ihm die Hand schüttelte, sagte: „Verlassen Sie sich darauf! Ich werde mich einstellen. Das Beste soll doch gerettet werden. Braver Kerl!“ brummte er vor sich hin, als der Professor seinen Trägern nachgeeilt war.

Leise trat dieser durch die Trödlerbude in die Negerhütte hinein. Der Schein eines offenen Feuers fiel durch die entgegengesetzte Türöffnung. Einige Weiber kauerten um die Herdstelle. Ihre dunklen Wollköpfe bildeten einen schroffen Kontrast zu dem hellen Dampf, der aus dem über dem Feuer stehenden tönernen Gefäß stieg. Die eine oder die andere rührte manchmal träge mit einem Stecken in dem Kochtopf oder schob langsam ein Holzstück, das vorn abgebrannt war, tiefer in die Glut hinein. Dabei plauderten sie mit murmelnden Stimmen. Der Europäer blieb eine Weile ganz unbemerkt; er zauderte, ob er Lucia wecken sollte, deren helle Gestalt sich scharf auf dem dunklen Ruhebett abzeichnete, wo sie, den Kopf auf den Arm gelegt, eingeschlummert war.

Da tappten auf einmal die Träger herein und ließen ihre Last auf den Boden gleiten. Eines der Weiber erhob sich und leuchtete mit einem brennenden Span herein. Die andern aber drehten die Köpfe und schauten aufmerksam zu. Mit einem leisen Schrei erwachte Lucia. Sie sah sich verstört um, bis sie, erkennend, dem Professor zulächelte.

„Gott sei Dank, daß Sie da sind!“ Sie erhob sich. „Ah, und welche Menge Herrlichkeiten! Als Sie fort waren, kam ich mir wie ein weiblicher Robinson vor. Denken Sie, als Schiffbrüchige, die kaum die Kleider auf dem Leib gerettet hat, soll ich meinem Verlobten entgegentreten.“

„Sie bringen ihm genug,“ entfuhr es ihrem Beschützer.

Lucia musterte die Sachen und legte die Kleider ordentlich zusammen. „Was? Teppiche und sogar ein Kissen! Das hier? Nun, es soll ein prächtiges Lager für Sie abgeben.“ Sie stockte. Der Professor hatte eben eine Kerze aus dem Allerlei herausgesucht, die er an der Fackel der Negerin anzündete. Und nun blickte er in Lucias goldig braune Augen, über die sich schattend die langen Wimpern senkten. Ihre feinen Nasenzflügel vibrierten.

„Wir sind eben in Afrika,“ sagte er, „doch werden wir schon einen Vorhang oder etwas derartiges herbeischaffen. Nehmen wir die Dinge wie sie sind, mein Fräulein! Der Kapitän wird übrigens auch noch einen Unterschlupf bei uns suchen. Wären wir in Deutschland,“ fuhr er fort, als sie verwirrt schwieg, „würde ich auf dem Felde irgendwo mein Nachtlager aufschlagen, aber hier könnte man sich in der fiebererfüllten Nachtluft den Tod holen.“

„Ums Himmelswillen!“ rief Lucia, „so dürfen Sie mich nicht verstehen – es ist nur so komisch, wirklich urkomisch – –“ Und sie lachte verlegen.

Der Professor sah sich nach etwas um, an dem er die Kerze befestigen könnte, und da er nichts entdeckte, setzte er sie auf die Erde und postierte Konservenbüchsen als Stütze ringsum.

Nun breitete Lucia ein weißes Tuch auf die Mitte des Kanapees und legte eine Anzahl Schiffszwiebacke darauf.

„Wollen wir uns von den Weibern etwas zu essen geben lassen?“ schlug er vor.

„Ach, lieber nicht!“ meinte sie. „Sehen Sie, hier ist eine Büchse mit Schinkenroulade – wenn Sie etwas auffinden könnten zum Öffnen – –“

Er zog sein Taschenmesser hervor, und nach einiger Mühe gelang es ihm, den Deckel zu lösen. Lachend setzten sie sich je auf ein Ende des Ruhebetts und munterten einander zu der einfachen Mahlzeit auf. Sie ließen sich nicht im mindesten stören von den Blicken der Schwarzen, die mit Verwunderung dem Tun der Fremden zuschauten. Danach machten sie Ruheplätze für die beiden Männer zurecht und teilten die Hütte durch Befestigen eines großen Tuches in zwei Räume.

„Wollen Sie schlafen?“ fragte der Professor. „Ich werde nach dem Kapitän ausschauen.“

„Nehmen Sie mich mit! Ich fürchte mich in der Dunkelheit!“ bat Lucia.

Es sah in der Tat gar nicht heimelig in der Hütte aus, in welcher das am Boden flackernde Licht unruhige Reflexe an den Wänden emporzeichnete.

„Nein, ich bleibe – es hätte keinen Sinn, zu gehen,“ besann er sich und warf sich auf den Teppich am Boden. Er stützte den Kopf in die Hand.

Es war dumpf und schwül in dem Gemach. Lucia setzte sich unter die Tür auf einen niederen Schemel, den ihr eines der Weiber gebracht. Die Hände vor den Knien verschlungen, saß sie mit leicht vorgebeugtem Oberkörper träumerisch da und ließ die Bilder des Tages am Geiste vorüberziehen. Ein eigentümliches Gefühl beschlich sie, halb Müdigkeit und halb –? Was war es? Ruhte sein Auge auf ihr? War es das? Ja! Sollte sie aufblicken? Sie wagte es nicht. – Nun tat sie es doch. Heiß und schmerzlich sah er zu ihr herüber. Sie ertrug seinen Blick.

„Gnädiges Fräulein,“ sagte er, die Uhr in der Hand, „bald ist es Mitternacht. Ruhen Sie – schlafen Sie! Draußen am Eingang werde ich auf den Kapitän warten.“

Entschlossen erhob er sich. Aufrecht und festen Schrittes ging er hinaus.

Diesmal ließ sie ihn ohne Einrede gehen. Sie wandte sich ihrer Schlafstätte zu. Hier blieb sie stehen, schloß die Augen und lächelte. Langsam löste sie die schweren, braunen Flechten und lockerte ihre Kleider.

„Guter! Guter!“

Plötzlich warf sie sich aufs Lager und schluchzte: „Alfred, ich komme ja! ich komme!“

Planlos streifte der Professor in der Frühe des andern Morgens durch die Gassen des Negerdorfes, eine unaussprechliche Leere im Herzen. Als die Hütten aufhörten, schritt er weiter zwischen Strauchwerk, hinter dem magere Feld stücke, durch stachliche Kakteen abgegrenzt, traurig und einsam sich ausbreiteten. Einzelne Lichtungen ließen den kahlen Strand und das Meer durchblicken, das, vom lachend klaren Himmelsbogen überwölbt, in leuchtendem Dunkelblau dahinflutete.

Auf der Düne, dicht an der Wassergrenze, sprengte ein Reiter daher.

Der Professor trat hinter tiefgrünes Gebüsch, das im Sande sein Leben fristete. Von hier aus überschaute er die ganze Küstenebene. Zur Linken, ziemlich fernab, lag, umwimmelt von hellen und dunklen Menschen, das einfache Zelt der Schiffbrüchigen.

Eine weiße weibliche Gestalt schritt rasch der Richtung zu, aus welcher der Reiter kam. Nun galoppierte er nicht weit vom Professor vorüber. Eine kräftige, junge Erscheinung. Spähend beugte er sich vorwärts. Sein kühngezeichnetes Profil, das durch dichte dunkle Augenbrauen und den kurzgehaltenen schwarzen Bart noch markanter wurde, entsprach ganz den sicheren energischen Bewegungen, mit denen er sein feuriges braunes Roß lenkte.

Jetzt schien er Lucia entdeckt zu haben. Seine dunklen Augen blitzten leuchtend auf. Hastig gab er dem Pferd die Sporen. Wenige Schritte von der Braut entfernt, schwang er sich aus dem Sattel. Sie blieb, ihn erwartend, stehen, bis er sie stürmisch in die Arme schloß. Dann gingen sie, eng aneinandergeschmiegt und manchmal innehaltend, ganz langsam weiter. Das Roß führte er am Zügel.

„Vorüber!“ sagte der Professor vor sich hin.
Im Gestrüpp zerfleischte ein Küstenraubvogel einen zarten kleinen Kolibri.
„Es war ein köstlicher Vogel,“ flüsterte der einsame Mann. Er hob eine purpurrote Feder vom Boden auf:

„Zerflattertes Gefieder!“

Als der Professor wieder bei seinen Reisegefährten anlangte, fand er die Gesellschaft in heiterster Stimmung. Unter dem Zelt saßen sie auf Kisten und Koffern.

„Ah! da kommt er ja wohl!“ rief Alfred Tenner, der Verlobte Lucias, dem Ankömmling entgegen, „eben wollte ich ein Hoch ausbringen auf den Retter meiner Braut!“ Er sprang auf und schüttelte dem Professor herzlich die Hand. Auch Lucia und der Kapitän traten hinzu. Der Schiffsdoktor aber schnitt eine häßliche Grimasse. Die andern Europäer zwinkerten einander verständnisvoll zu.

Alfred besaß zwei Faktoreien. Die eine in Aneho, welche er selbst leitete und die ihm als Wohnsitz diente, lag eine Stunde küstenabwärts. Die andere, von welcher er jetzt hergeritten kam, um seine Braut abzuholen, befand sich in Povo, nur wenige Stunden von der Unglücksstätte entfernt, und wurde von einem Hauptagenten verwaltet. Von dort waren ihm Diener auf dem Fuße gefolgt, die Proviant und alles sonst Nötige mitgebracht hatten.

Man beratschlagte nun, was weiter mit den Schiffbrüchigen zu tun sei. Der Kapitän und seine Leute wollten warten, bis ein Dampfer, welcher in diesen Tagen hier vorbeikommen mußte, sie mit zurücknehmen würde, während die übrigen den Weg nach Povo einschlagen sollten. Für Lucia hatte Alfred eine Hängematte mitbringen lassen.

Nachdem man sich vom Kapitän verabschiedet, setzte sich gegen Abend der kleine Zug in Bewegung. Die Männer schritten voran; ihnen folgten vier Schwarze, die Lucia trugen. Alfred, immer wieder glücklich seine Braut betrachtend, ritt hinterdrein. Ein bängliches Gefühl beschlich Lucia. Die Hängematte, an zwei Stangen befestigt und von einem reich mit Troddeln verzierten Segeltuchbaldachin überdacht, kam ihr vor wie ein Sarg. Dazu dieses stetige Fortbewegtwerden durch die vier Menschen, deren gleichmäßiges Auftreten auf dem weichen Boden man mehr

33

[Illustration]

fühlte als hörte. Der Weg auf dem lockeren Dünensand war beschwerlich. Alles war still, und als die Dämmerung duster grau hereinbrach und feuchte Nebel übers Meer hinguollen, da legte es sich der ziemlich Erschöpften wie ein schwerer Alb auf die Brust. Beklommen richtete sie sich auf.

„Was ist dir, Kind?“ fragte Alfred zärtlich. „Nicht wahr – ein bißchen ungemütlich? He Bursche!“ rief er in der Ewesprache nach vorn, „zündet die Windlampen an!“

Es geschah.

Lucia gewöhnte sich allmählich an diese ihr völlig neue Art zu reisen.

Dann und wann schaute sie hinaus, und ihr Auge ruhte sinnend auf dem dunkeln Pferdekörper mit der weißen breitschulterigen Gestalt Alfreds darüber, die sich vom klaren Nachthimmel eindrucksvoll abzeichnete. Dort schwebte auch die feingeschwungene Mondsichel, und Sterne flimmerten in südlicher Pracht. Zur Seite

rauschte das Meer fort und fort; um die Brecher aber, welche gleich breiten, schwarzen Rollen sich heranwälzten, leuchtete es dann und wann phosphorisch auf, wie Wetterschein in dunklem Nachtwolk.

Man war am Ziel. Muntere Stimmen erschallten, und heller Lichterglanz flutete von der Veranda eines Hauses herunter, das blendend weiß aus der Dunkelheit hervortrat.

Die Gesellschaft befand sich in dem Hof, der das lichthelle Haus umgab und von einer hohen, ebenfalls weiß gestrichenen Mauer umschlossen war. Ein halbes Dutzend Europäer begrüßte lachend und scherzend die neue Landsmännin. Alfred half seiner Braut aus der Hängematte – Vorstellungen – Händedruckten – Lucia lächelte und verneigte sich mechanisch. Ihr war wie einem vom Schlummer noch trunkenen Kinde, das nach langer Eisenbahnfahrt nun plötzlich in einer wildfremden Stadt aufgewacht ist.

„Hier, mein Lieb,“ rief Alfred vergnügt, „hier ist auch noch unser Hauptagent, Herr Klaus, der dein Kommen mit fast unheimlicher Sehnsucht erwartet hat. – – Und nun, meine Herren, - darf ich bitten, nach oben zu einer kleinen Erfrischung zu kommen? Große Versteigerung der Schiffbrüchigen an die Einheimischen finden statt.“

Man lachte.

Lucia unterhielt sich zunächst mit dem Hauptagenten, der sie aus treuen, braunen Hundeaugen voll Bewunderung anblickte, Augen, die seinem runden Gesicht mit den stark entwickelten Mund- und Kinnpartei einen äußerst gewinnenden Ausdruck verliehen.

„Wie glücklich bin ich, daß Sie gut angekommen sind, Gnädigste!“

Lucia entgegnete freundlich: „Alfred hat mir schon oft geschrieben, welche Stütze er an Ihnen im Geschäft habe und welch ein lustiger Gesellschafter Sie ihm seien!“

„So?“ schmunzelte Klaus, „wenn einem hier auch noch der Humor ausgeht, dann ist's allerdings schlimm.“

Man stieg eine offene Treppe hinan, welche auf die den Oberbau umgebene Veranda führte, wo eine hell erleuchtete Tafel der Gäste harrte.

„O Kind!“ flüsterte Alfred und preßte Lucias Arm an sich. „Endlich habe ich dich wieder. Ich bin wie berauscht. Aber, nicht wahr, du bist müde? Erfrische dich ein wenig, und dann geh in dein Kämmerlein, das der gute Klaus wie ein Schmuckkästchen ausstaffiert hat!“ – –

Die Schiffbrüchigen stießen ein wohlgefälliges „Ah!“ aus, als sie sich wieder in gewohnter Weise zu Tisch setzen konnten.

„Sie, Herr Professor,“ sagte Alfred und zog diesen auf den Stuhl an seiner Seite nieder, „Sie vor allen werden mein Gast sein. Bei der großen Verauktionierung der Schiffbrüchigen werde ich Sie ersteigern, und koste es mir ganze Kisten Bier! Ihr Zimmer ist schon bereit.“

„Tsch! – Tsch!“ tuschelten die schwarzen Hausjungen in der Veranda einander zu, als sie in der Frühe mit Aufräumen beschäftigt waren. „Die weiße Mammi schläft noch.“ Einer um den andern trat an die Tür und versuchte durchs Schlüsselloch etwas von ihr zu erspähen.

Drinnen ruhte noch Lucia auf einem breiten Bett, um das von der Decke herab wie ein Baldachin ein weißes Moskitonetz hing. Sie schlug die reichen Falten zurück. Im Morgendämmer lag vor ihr das Zimmer, von dessen hellblauer Holzwandung sich ringsum derb gezimmerte aber mannigfach geschweifte und verschnörkelte Möbel in gleicher Färbung stimmungsvoll abhoben. Auf dem Waschtisch, der einen besonders

kühnen, mit allerlei Schneckenwindungen ausgeschmückten Aufsatz trug, prangte ein feines Porzellanwaschservice und dahinter eine ganze Sammlung hübscher Parfümfläschchen. Am Fenster aber hatte ein kleiner Tisch seinen Platz gefunden, auf dem Schere, Nadelbüchse und anderes Nähgeschirr zierlich in Reih und Glied aufmarschierten.

Lucia erhob sich; sie trat auf fein geflochtene Strohmatte, mit denen das ganze Zimmer belegt war. Sie begann sich anzukleiden – ihr Fuß stieß an die Tür des Waschtisches, daß diese aufsprang. Was war das? Ein Holzkamm mit einigen langen Negerhaaren, zwei Ohrringe, eine glitzernde Goldperlenschnur und ein Paar abgelaufene Pantöffelchen, die für ganz besonders kleine Frauenfüße bestimmt zu sein schienen – all das lag darin neben einem zusammengefalteten Hüftentuch.

„Sonderbar! wie kommt das hierher?“ dachte Lucia unbehaglich. Draußen hörte sie Alfreds Stimme. Schnell vollendete sie ihre Toilette und begab sich auf die Veranda.

„Bist du da, mein Schatz? Endlich! O, wie lang mir die Zeit geworden ist!“ Alfred küßte ihr Stirn und Mund, und die Arme um ihre Taille, führte er sie in ein geräumiges Zimmer.

Man befand sich in der Mitte des Hauses, so daß man durch die beiden offenen Flügeltüren den Blick frei hatte in die vordere und die hintere Veranda. Ein langer Tisch war mitten im Zimmer aufgestellt; an den Wänden entlang standen Stühle, und Sofas aus Weidengeflecht und ein breites Büfett mit Porzellangegenständen hinter spiegelblanken Glastüren.

Er küßte sie wieder.

„Weißt du, du bist schöner geworden, seitdem wir uns nicht gesehen,“ und die Hand an ihrem zart geformten Kinn, hob er ihr das Köpfchen. „So blühend!“

„Alfred, und du! Etwas schmaler – gebräunt – aber männlicher, gereifter –!“

„So? Gefalle ich dir noch, Kind? Du hast seither an keinen andern gedacht?“

„Aber wie kannst du nur fragen?“

„War unter den Mitreisenden – –?“

Er fixierte sie.

Sie errötete unter seinem Blick.

„Die Mitreisenden? Sie sind mir so gleichgültig – nur der Professor – –“

„Aha!“ sagte Alfred, etwas erregt.

„Nur der Professor war immer sehr gut gegen mich. Er ist auch wirklich sehr gut. Er trinkt keinen Wein, kommt also nie in einen Zustand, in dem man einen Mann nicht mehr achten kann. Wir unterhielten uns oft sehr nett; er gab mir von seinen Büchern – weißt du, mehr wissenschaftliche Sachen – und erklärte mir, was ich nicht recht verstand. Er gab mir auch englische Lehrbücher und solche in der Neger Sprache, so daß ich meine Kenntnisse darin etwas vervollständigen konnte.“

„Du trankst auch keinen Wein auf dem Schiff, wie ich hörte –“ warf Alfred dazwischen.

„Nein,“ entgegnete sie ein klein wenig verlegen, „den Wein bin ich von zu Hause her nicht gewöhnt, und der Professor behauptet, Alkohol sollte in tropischen Ländern vermieden werden.“

„Dummes Zeug!“ meinte er wegwerfend, „aber weiter – was weiter?“

„Was weiter?“ fragte sie, „nun du wirst ihn ja kennen lernen; ich achte ihn sehr hoch, und man muß doch immer froh sein, wenn man einen Menschen findet, dem man in allen Fällen vertrauen darf.“

Alfred streichelte ihre Hand. „Wie frisch und rosig du aussiehst!“ wiederholte er. „Bist du denn wirklich auch gern zu mir gekommen?“

„O!“ jubelte sie, sich an seine Brust schmiegend. „Wie wohl ist mir bei dir! Und das Leben ist so schön, Alfred.“

„Nun, Kind, sagte er beglückt, „wir wollen ja dieses schöne Leben fortan miteinander leben bis ans Ende. Ich habe schon gestern einen Boten an den Missionar geschickt, der uns trauen wird.“

Es klopfte.

„Darf man eintreten?“ rief es draußen.

Alfred öffnete. „Ei, guten Morgen, Herr Professor!“

Man setzte sich.

Ein Diener brachte das Frühstück: Kaffee, geröstetes Brot, Eier und Schinken.

„Ist Ihnen Ihr Morgenspaziergang gut bekommen?“

„Danke, Herr Tenner!“ erwiderte der Professor. „Ich traf die Herren vom Schiff. Da ist große Einigkeit; sie werden heute gemeinsam abfahren, und der Schiffsdoktor wird mit Duden, dem vielgefürchteten Großkapitalisten, der ihn als Arzt engagiert hat, nach Aneho gehen. Das Schiff ist übrigens schon in Sicht.“

„Ah!“ sagte Alfred nervös, „ich habe noch etwas zu erledigen. Bitte um Entschuldigung!“

Er warf einen unsicheren Blick auf die beiden und ging ins angrenzende Comptoir.

„Ich wollte, Sie kämen statt des Schiffsarztes mit uns nach Aneho,“ wandte sich Lucia an den Professor.

„Bedauere!“ entgegnete er, „wie ich höre, ist eine Expedition vor einiger Zeit von hier ins Innere gegangen. Diese – ich warte nur noch auf Nachricht – möchte ich einholen. Ich will nämlich am Volta entlang Studien machen. Später komme ich vielleicht an die Küste zurück.“

„Dann wohnen Sie aber bei uns,“ bat Lucia. „Ich freue mich schon jetzt aufs Wiedersehen.“

„Herr Tenner, Herr Tenner!“ scholl es auf einmal vom Hof herauf. „Leben Sie wohl, edler Gastfreund! Wir müssen Ihnen noch die Hand drücken zum Abschied. Kommen Sie herunter! Wir haben höllisch Eile, um den Dampfer noch zu erreichen.“

Lucia und der Professor eilten auf die Veranda.

„Ei, das Schiff, das Schiff! Wie mutet es mich an! Fast wie das unsere!“ jubelte Lucia. „Hätten wir doch ein Fernglas! Warten Sie! Ich will doch im Comptoir danach sehen.“

Sie ging und fand das Zimmer leer. Alfred mußte in diesem Moment zur andern Tür hinausgegangen sein. Auf dem Schreibtisch stand das Fernglas. Indem sie die Hand danach ausstreckte, fiel ihr Blick auf einen Brief. Der dicke Schnörkel, mit dem Alfred seinen Namen zu umziehen pflegte, war noch naß, und die großen, schwungvollen Buchstaben drängten sich ihr förmlich ins Auge. Sie las: „Ich verlasse mich also bestimmt darauf, daß meine hübsche kleine Godone endgültig verabschiedet worden ist. Haben Sie ihr das Geld gegeben? Ihr glücklicher A. Tenner.“

Lucia stand einen Augenblick wie erstarrt da. Die Unterhaltungen auf dem Schiff, die Goldperlenschnur und die Frauenschuhe im Schrank des Waschtisches – blitzschnell umkrallte sie ein furchtbarer Argwohn. War es denn möglich? Sie rang nach Fassung. Noch einmal las sie Wort für Wort – nein! es gab keine andere Auslegung – keine!

Sie hörte Alfreds Schritte. Nur jetzt nicht ihn sehen! Lautlos floh sie aus dem Zimmer.

„Herrgott! was ist Ihnen?“ forschte der Professor, als sie ganz entgeistert an ihm vorbeiwanke. Mit abwehrender Bewegung wollte sie an ihm vorüber – da verfang sich ihr Gewand an einem der Stühle, die im Weg standen.

„Aber so reden Sie doch!“ drang er in sie, als sie sich loszumachen suchte, wobei sie einen Aufschrei voll inneren Herzeleids nicht mehr unterdrücken konnte.

„Fort will ich, fort – fort!“ stöhnte sie, und ihr Blick erinnerte ihn an den eines zu Tode getroffenen Rehs.

„So kommen Sie in mein Zimmer!“

In seinem Gemach blieb sie stehen und preßte die Hände an die Schläfen. „Wann geht der nächste Dampfer nach Europa?“

„Ich glaube, Sie haben Fieber!“ Er faßte nach ihrem Puls.

Ungestüm riß sie sich los. „O, ich wollte, ich hätte Fieber – ich wollte, ich wäre tot! O, ich wollte, ich wäre so schlecht, wie er treulos und schlecht ist, damit er wüßte, wie er mir getan!“ sprudelte es bitter von ihren Lippen. Etwas furchtbar Wildes, Feindseliges verzerrte ihre sonst so ruhigen Züge.

„Ist das Liebe?“ fragte er. „Um Gottes willen – was hat dieser Augenblick aus Ihnen gemacht!“

Das brachte sie zur Besinnung. „Nicht wahr, ich bin schon schlecht? Aber wie habe ich an ihn geglaubt!“

„So reden Sie doch! Was ist denn geschehen?“

Sie rang die Hände: „Es ist ja gräßlich – es ist ja furchtbar – er hat eine – Negerin – – –“

Der Professor ließ den Kopf sinken.

„Was wird aus ihm werden? Wenn Sie ihn verlassen würden – –. Er versänke in einen Abgrund, der nicht zu ergründen ist. Nun sollen Sie sich bewähren. Und Sie – Sie haben die Kraft dazu. Führerin dem verirrtten Manne soll das edle Weib sein – ihr Pfad aber heiße: Vergebung!“

Lucia sah den Sprecher mit weitgeöffneten Augen an; wie eine Verdurstende sog sie die Worte von seinem Munde. „Ah, das sagen Sie? Ja, ich muß mich bewähren. Aber mein Gott, wie ist es so bitter!“

Noch rang sie mit sich selbst – da rief Alfred ihren Namen. Lucia zuckte zusammen.

Der Professor wandte sich ab. Seine Überlegung drohte einem übermächtigen Gefühl zu weichen.

„Er ruft schon wieder,“ hauchte sie tonlos, „ja, ich will mich bewähren.“

Alfred schaute befremdet auf seine Braut, als sie aus dem Zimmer des Professors trat. Sie ging ihm unsicher entgegen – er wollte sie umfassen – sie prallte zurück, wie von einer Natter gebissen und brach ohnmächtig zusammen.

„Was soll das sein?“ fuhr er auf den Professor los, nachdem er Lucia auf einen der Madeirastühle getragen. Er sah ihn so mißtrauisch an, daß der ernste Mann lächeln mußte.

„Sie mag Ihnen das selber erklären, Herr Tenner. Ich suchte sie eben zu beruhigen – mit wenig Erfolg!“

Damit ging er.

„Liebling!“ koste Alfred bang und zärtlich besorgt. „Sprich, was ist dir?“ Er küßte Lucia heftig; er küßte sie auf die langen, seidenen Wimpern, unter denen er die

42 Augen zum erstenmal geschlossen sah, diese sprechenden Augen, die nicht mehr sprachen – er küßte Lucia leidenschaftlich und küste sie wach.

Sie heftete einen langen, angstvollen Blick auf ihn.

„Sag, Lucia, liebst du mich nicht mehr?“

Sein heißer Atem berührte ihre Stirn. Es war, als ströme all die Kraft, all das sehnsüchtige Verlangen des liebenden Mannes berückend auf sie über. Sein Gesicht, schön und männlich, dicht über dem ihren – sein feurig bittendes Auge – willenlos überließ sie sich diesem Zauber.

„Alfred, ich will es dir sagen –: Godone – – du warst mir untreu – –“

Sah er ein Gespenst?

„Wer sagt dir das?“ Seine Züge veränderten sich jäh.

„Wer – –?“

„Ich war in deinem Zimmer – der Brief – –!“

Entrüstung befahl sie wieder – sie stieß ihn weg.

„So etwas hast du von mir geglaubt?“ fragte er langsam.

Sie starrte ihn an. Bangen und Hoffnung stritten in ihr. Wenn es nicht so wäre – – ihre Eifersucht konnte sich irren.

„Du schriebst: meine, meine Godone,“ lispelte sie zaghaft.

„Was heißt das im Grunde?“ warf er ein. „Das heißt ja gar nichts.“ Er stockte einen Augenblick – er besann sich. „Du magst es erfahren: – es ist – das Weib – – eines Bekannten.“

„Eines Bekannten?“ wiederholte sie zweifelnd. „Und das Geld?“

„Nun, er ist abgereist und hat es mir für sie gegeben.“

Was konnte sie noch mehr fragen! Und sie wollte es glauben. „O du!“ Sie umschlang ihn leidenschaftlich und brach in heftiges Weinen aus. „Wie glücklich bin ich! Ach, wie von etwas Schrecklichem erlöst! Und ich bin doch so schlecht!“

„Du?“ Er sah sie mißtrauisch an.

Da erzählte sie ihm von der Scene mit dem Professor. „Ich sehe daran,“ schloß sie und trocknete die Tränen, die immer wieder ihre Wangen netzten, „ich sehe, was er für ein edler Mensch ist.“

„Ich werd’s ihm gedenken,“ sagte Alfred ergriffen.

„Kannst du mir vergeben?“ fragte sie und küßte ihn. „Wie kalt ist dein leibes Gesicht!“

„Frag mich nicht so!“ Es fröstelte ihn. Er preßte sie ans Herz: „Töte mich! Ich kann nicht von dir lassen.“

Eilige Schritte kamen die Verandatreppe herauf. Im nächsten Moment stand Klaus vor ihnen. Er warf seinen weißen Tropenhelm auf einen Stuhl; sein breiter Mund

verzog sich in die denkbarsten Größen; fast atemlos brachte er hervor: „Er ist da – der Missionar! Jetzt können wir Hochzeit machen – heute abend noch, wenn’s beliebt.“

Lucia schauderte zusammen. Klaus lächelte überlegen.

„Ich habe mir längst alles ausgedacht,“ fuhr er, lebhaft mit den Armen fuchtelnd, fort. „In unserm Magazin habe ich schon alle erdenklichen Toiletten herausgesucht. Nur ein Brautkranz war nirgends aufzutreiben. Na, wir haben etwas anderes, das die gleichen Dienste leistet. Und das Festmahl – es bedarf nur eines Winkes, und es ist parat.“

Alfred blickte Lucia an.

„Heute?“ fragte er.

Sie nickte.

„Also!“ rief er erleichtert.

Klaus machte einen Satz, schnitt die possierlichste Koboldsfratze und rannte eifrig davon.

„Lucia, wir werden noch heute nacht, gleich nach der Trauung nach Povo fahren, wenn es dir recht ist,“ sagte Alfred und führte sie in ihr Zimmer.

„Gott, mein Gott!“ sprach sie vor sich hin, als sie allein war und blieb eine Weile gedankenvoll mitten im Zimmer stehen. „Welche Prüfungen legt uns doch das Leben auf! Hilf, Allmächtiger, daß nichts Unklares uns einander entfremdet!“ Draußen hörte sie Lachen und die Stimme des munteren Klaus:

„Gnädiges Fräulein, gnädiges Fräulein!“

Sie öffnete.

Klaus trug einige Oleanderzweige in der Hand, die er ihr mit tiefer Verbeugung darbot.

„Wie gut!“ dankte sie ihm.

„Ich denke, davon werden wir schon eine hübsche Brautkrone stilisieren können. Die Blumen sind zwar giftig, aber eben darum sind sie ein Symbol der Liebe, die unter Umständen ja auch giftig ist,“ redete er mit komischer Feierlichkeit und legte die Zweige auf den Tisch.

Seine Worte stimmten Lucia nachdenklich. „Möchte meiner Liebe das Symbol nicht gelten!“

Zwei Schwarze schleppten einen großen Korb herein, dessen Inhalt Klaus vor Lucia ausbreitete.

„Sehen Sie, alles gibt’s bei uns. Hier eine blausedene Toilette aus dem vorigen Jahrhundert mit Tunika und Volants! Die Pariser Modenhändler, müssen Sie wissen, schicken uns alle ihre Ladenhüter, und wir hängen sie den reichen Negerweibern auf. Das hier ist schon besser“ –er hielt eine Robe in die Höhe – „schöner, gepreßter, roter Samt! Oder dies! Ein ganz durchsichtiges meergrünes Ballkleid mit Goldsternen! Prachtvoll – wie?“

Lucia legte eins ums andere auf die Seite und wählte endlich ein loses, schlichtes Gewand aus weißem Batist, das mit seinen Stickereien besetzt war.

Klaus kratzte sich hinterm Ohr. „Ja – und was brauchen denn die Weiberchen sonst noch? Mit Verlaub zu fragen: ein Korsett?“ Er lächelte. „Wählen Sie in Gottes Namen! Dort unten im Korb liegen noch allerlei Kinkerlitzen.“ Er sah sich im Zimmer um. „Ach, wie mich’s heute hier anheimelt! So eine weiße Frau bringt ein ordentliches Stück Heimatluft mit. Alles erinnert uns an Muttern. Ja, man hat’s nicht leicht in Afrika.“

– Doch nun will ich nachsehen, ob draußen bald alles in Ordnung ist. Gastereien sind ja die Diener gewohnt; das heißt, gnädiges Fräulein, Sie müssen eben alles nach afrikanischem Maßstab nehmen, wie es kommt. Aber daß ich's nicht vergesse: Viel Glück! Er ist ein guter Mann, ein braver Mensch und fleißig, tüchtig wie nur Einer. Herrje, wieviel vergnügte Stunden haben wir schon zusammen verlebt!" Er blieb unter der Tür stehen. „Ja, was ich sagen wollte: wenn er einmal ein bißchen hitzig ist – das ist er öfter – nehmen Sie's ihm nicht übel! Kommt alles vom Malefiz-Klima!"

In ihrem weißen Hochzeitskleide war Lucia auf die vordere Veranda getreten. Die gefalteten Hände auf dem Geländer, blickte sie aufs Meer hinaus.

Alfred beobachtete sie von seinem Zimmer aus. Leidenschaftlich streckte er die Hände nach ihr aus. „Wie bist du süß und begehrenswert, eine Blume im reinen Morgentau! Wie blicken deine Augen so ernst! O, möchte nie ein Leid wieder ihren klaren Spiegel trüben, nie ein Kummer seine herben Linien dir ins Antlitz graben! Du bist so gut!" Er preßte die Hände vors Gesicht. „Und ich – und ich! Gott – – –!"

„Nanu? Immer noch separat?" rief Klaus, zur Tür hereinplatzend. „Ah! bist ja schon in vollem Wuchs! – und wirklich! da draußen ist sie ja auch schon – sapperlot! ist das ein Weib! Ich glaub's schon, daß du wie verhext dastehst, alter Sünder!"

Alfred ging hinaus; mit einer Art gedämpfter Ehrfurcht ergriff er Lucias Hand, und Hand in Hand gingen sie den Gästen entgegen.

Acht bis zehn Landsleute hatten sich eingestellt, unter ihnen der Missionar, der die Trauung vollziehen sollte. Der Professor stand ganz im Hintergrunde; er sah bleich und angegriffen aus.

Am Ende der auf der Seeseite gelegenen Veranda war eine Laube von Palmenzweigen um einen Tisch gebildet, der wie der Schemel, auf dem das Brautpaar eingesegnet wurde, mit dunkelrotem Samt überdeckt war. Draußen brauste das ewige Meer, und die Brandung rauschte ihr majestätisches Brautlied, in das sich die Worte des Predigers, wie der Text zu einer gewaltigen Melodie, mischten. Er pries den Neuvermählten die Ehe in glänzenden Farben; war er doch verlobt und sehnte sich nach der Gefährtin.

Der Speisesaal war malerisch mit hohen Palmzweigen und deutschen Flaggen dekoriert, der Eßtisch einladend mit schönem Porzellangeschirr und Silberzeug gedeckt; denn da eine Junggesellenwirtschaft natürlich nicht allzu reich ausgestattet ist, hatte jeder Gast sein Bestes und Schönstes zur hochzeitlichen Tafel geschickt. Auf hohen Porzellanaufsätzen waren riesige Ananas und gelbe Orangen zierlich aufgebaut, und dazwischen standen Vasen mit mächtigen, stark duftenden Oleandersträußen. Jedes Gedeck aber war mit einer wahren Stufenleiter geschliffener Wein- und Biergläser geschmückt, so daß alle Größen vom hochfüßigen grünen Römer an bis hinab zum schlanken Cognacgläschen vertreten waren.

Sie bot ein eigenartiges Bild dar, diese Hochzeitsgesellschaft: die Herren in den blendend weißen Anzügen, fast alle gelbe und bleiche Gesichter mit geschorenen Schädeln, mehr oder minder von Krankheit oder Leidenschaft gestempelt, unter ihnen aber, als einzige Dame, frisch und rotwangig, Lucia, und hinter ihnen allen die aufwartenden schwarzen Diener, die sich leichtfüßig hin- und herbewegten in ihren milchfarbigen Filetjacken und bunten Hüftentüchern, das eine hochrot, das andere gelb, dieses tiefblau, jenes violett.

Klaus nahm mit großer Bescheidenheit die Lobsprüche der Gesellschaft entgegen. Das Festessen ließ wirklich nichts zu wünschen übrig: nach der Suppe mit Klößchen aß man gebratenen Puter mit Kartoffeln, dann verschiedene Fischarten mit Limonen und Saucen, hierauf leckere Tauben mit zarten Gemüsen und zum Schluß Torten und Zuckergebäck.

Jeder Gast hielt seine Tischrede, und anfangs herrschte eine gewisse gerührte Stimmung, da die weiße junge Frau einen Hauch Heimatluft mitgebracht zu haben schien, so lind, so weich, daß es über die Männer kam, wie traute Erinnerungen an längst entschwundene, halbvergessene, glückliche Stunden. In dieser Stimmung sangen sie mit Begeisterung das Lied, welches so innig ausklingt:

Es lebe die Liebste deine,
Herzbruder, im Vaterland!

Die weiche Stimmung war indessen bald verflogen, und die Herren entschädigten sich für den Mangel an Tischdamen durch um so eifriges Liebäugeln mit ihren Weingläsern, so daß die Heiterkeit schon auf einer gewissen Höhe war, als der Sekt kam. Pfropfen auf Pfropfen knallte, und mehrere männliche Paare gaben einen Tanz zum besten, wobei eine große Spieluhr, die auch irgendwo aufgetrieben worden war, für die Musik sorgte.

Endlich glaubte Alfred die Zeit des Aufbruchs gekommen. Die Brautleute verabschiedeten sich, aber die Gäste ließen es sich nicht nehmen, sie bis zum Boot zu begleiten. Diener zündeten Fackeln an; Gepäck und Proviant waren schon ins Boot geschafft, und so wanderten sie froh gelaunt durch die dunkeln Straßen der Negerstadt. Die Fackeln warfen ihren Schein über die weißen Gestalten der Europäer, in deren Mitte Lucia festlich schritt; denn Alfred hatte sie überredet, im Brautkleid die Reise anzutreten. Rings um diese Truppe drängten sich mit ihren Lichtschein metallisch funkelnden Augen die Schwarzen, die sich nicht satt sehen konnten an der schönen jungen Frau.

Die ganze Küstenstrecke entlang, welche sich zwischen Alfreds beiden Faktoreien hinzog, ist die Brandung ungewöhnlich heftig. Deshalb benützen die Kaufleute beim inländischen Verkehr oft die Lagune.

Dort, an der Lagune, lag das weiße Fahrzeug, welches nun das junge Paar nach Aneho bringen sollte, ein breites Boot, in das in länglichem Viereck ein Gehäuse gebaut war, unter dem ein großer Mann gerade noch aufrecht stehen konnte. Durch die vier Fensteröffnungen grüßte heller Lichtschein; denn Klaus hatte die Gig mit einer Reihe Kerzen erleuchten lassen.

Ehe sie einstiegen, faßte Lucia die Hand des Professors. „Es war alles nichts,“ flüsterte sie ihm zu, „er ist gut und treu.“ Die Hand des Mannes zuckte in der ihrigen. „Leben Sie wohl!“ sagte sie herzlich, „ich werde Ihre Freundschaft nie vergessen, und nicht wahr – Sie besuchen uns bald?“

„Ich gehe ins Innere,“ antwortete er matt.

„Aber Sie kommen doch zurück – dann kehren Sie bei uns ein!“ bat sie dringend, „ich bin ja unter lauter fremden Menschen. Schreiben Sie uns! Und der Gott des Guten begleite Sie!“ Sie sprach es mit erstickender Stimme. Noch hielten ihre Hände einander umfaßt; er drückte die ihre – und das war ihr ein Trost.

Nun dankte sie auch den anderen Herren, besonders dem biedern Klaus, der versprach, so bald wie möglich vorzusprechen.

„Komm, mein Weib!“ rief Alfred frohlockend und hob sie ins Boot.

„Also trägt der Adler die Taube fort,“ dachte der Professor. Sein Blick ruhte auf der Gig, in deren hellem Raum er Alfred und Lucia sich bewegen sah. Aber schon reckten sich die vier dunkeln Körper der Bootsleute empor; sie stießen ihre langen Bambusstangen, mit denen sie das Boot vorn und hinten lenkten, mit Gewalt ins Wasser; die Lichter drinnen in der Gig flackerten, und langsam glitt das Fahrzeug in der Dunkelheit hin. Die Hochzeitsgäste am Ufer aber sangen:

Wohlauf! noch getrunken
Den funkelnden Wein!
Ade nun, ihr Lieben
Geschieden muß sein.

Singend zogen sie zurück.

Nur ein Einziger blieb am Ufer, bis in der Ferne der Lichtschein verschwand, wie ein Stern in schwarzen Nachtwolken untergeht. Es war so still. Mitternacht mochte es sein. Träumerisch gurgelte das Wasser zu den Füßen des Einsamen. Drüben rauschte die Brandung, und wie er langsam seines Weges schritt, raschelte der Seewind durch die Palmen, die über den Negerhütten emporstiegen – und sie schlugen die langen, trockenen Blätter zusammen, daß es ihm kalt durch Mark und Bein ging.

Die nächtliche Lagunenfahrt in den Tropen hat etwas Geheimnisvolles. Alfred hatte sein junges Weib in eine warme Decke gehüllt und an den Fenstern der Gig die dichten, grauleinernen Vorhänge zugezogen; denn die Wassernebel stiegen kühl und feucht empor, wie fahle Gespenster, die mit giftigem Atem den Menschen anhauchen, der sie in ihrem nächtlichen Dahinschleichen stört. Über der Tiefe lag Totenstille, nur unterbrochen durch das taktmäßige Einsetzen der Bambusstangen, das die Bootsleute mit gedämpftem, monotonem Singsang begleiteten. Die Kerzen hatte Alfred ausgelöscht; nur eine einzige Windlampe flackerte melancholisch an der Rückwand über einem weichen Lager von Teppichen.

Tiefe Dämmerung herrschte in dem kleinen Raum, als Alfred und Lucia erwachten. Er sprang auf und zog die Vorhänge zurück; da flutete das heitere Morgenlicht herein. Sie aber richtete sich empor und blickte hinaus. Ringsum romantische Wildnis! Hohes Riedgras am Ufer und dahinter weitästige Brotfrucht bäume, von denen kleine Affen neugierig herunterlugten; dann wieder mächtige Mangrovegebüsche, die ihre langen, glatten Luftwurzeln – noch von ihren oberen Zweigen herab – ins Wasser senkten, oder dicht zusammengewachsenes Buschwerk, aus dem bunte Kolibris und schreiende Wasservögel beim Nahen des Bootes hastig aufflogen. Hier wechselte auch die dunkelgrüne Fächerpalme mit hellgrün emporschießenden Kokospalmenstauden.

Lucia entnahm einem Körbchen allerlei Mundvorrat und bot Alfred davon an. Dieser reichte den Bootsleuten einige Flaschen Rum hinaus. „Wir kommen dann rascher vorwärts.“ Und richtig wurde der Gesang der Schwarzen bald lauter und lebhafter,

während das Boot in langen Stößen durch die klare, stille Flut schoß. Alfred entkorkte eine Flasche Portwein und schenkte ein.

„Wie anders jetzt als früher! Da verschlief ich aus Langeweile die ganze Bootfahrt!“

Lucia nickte zerstreut.

„Woran denkst du, Schatz?“

„Ich? O – der arme Professor!“

Er stellte das Glas aus der Hand.

„Der ist dir wohl recht teuer?“ forschte er mit erkünstelter Ruhe.

Sie blickte ihn erstaunt an. „Darf ich einen guten Menschen nicht bewundern?“

„Hörst du das Meer rauschen?“ fragte er ablenkend, eine finstere Falte zwischen den Brauen.

Lucia neigte sich zum Fenster hinaus. Die Lagune war breiter geworden; die Wildnis hatte aufgehört, und in der Ferne winkten weiße Häuser und Negerhütten. Auch verstärkte sich mit jeder Minute das Geräusch des Meeres.

Als sie die Ansiedlung fast erreicht hatten, fuhr das Boot im Bogen am Gestade hin. An dem seichten Ufer wimmelte es von schwarzen Gestalten, von Männern, die badeten oder an den durcheinander liegenden Kanoes hantierten, von Weibern, die, halb im Wasser stehend, sich den dunklen Leib mit einer weißschäumenden Seife einrieben. Wie dicht das Boot auch an ihnen vorüberfuhr, die ungenierten Damen ließen sich nicht im mindesten stören und sahen den weißen Mann mit einer dreisten, herausfordernden Miene an. Weiter vorn am Ufer badeten einige Mütter ihre zeternden Kleinen. Enten schwammen friedlich um die Gesellschaft herum.

Lucia betrachtete alles still und ernst, bis ihr Mann auf ein weißgiebliches Haus deutete, das über eine hohe Hofmauer ragte, die beinahe bis zur Lagune herunterging.

Nur eine schmale Sandstraße trennte die Mauer vom Wasser. Der Hof, welcher das Haus umgab, war ziemlich groß. Das Haus selbst aber glich dem in Povo; es war, wie jenes, rings von einer Veranda umgeben.

Schon eilten zum Hofort einige Gestalten heraus, die gespannt warteten, bis das Boot ans Land stieß. Alfred drängte seine Frau, so rasch wie möglich unter Dach zu gelangen; denn sie trug nur ihren leichten Strohhut, der nicht genug Schutz gegen die sengende Sonne bot.

Im Hause angekommen, eilte Lucia neugierig von einem Zimmer ins andere. In allen sah es junggesellenhaft kahl aus; nur mit den notwendigsten Möbeln waren sie versehen, und diese verrieten, grob und derb gearbeitet, daß ein schwarzer Schreiner ihr Urheber war.

„Ich dachte, du selbst solltest alles nach deinem Geschmack einrichten,“ sagte Tenner entschuldigend. „Ich war fast immer im Comptoir und kümmerte mich nicht viel um die Wohnräume hier oben.“

Auf der nach der Seeseite gelegenen Veranda standen hübsche Madeiramöbel; die Wände waren ganz mit Palmzweigen geschmückt.

„Diese Dekoration haben wir deinen neuen Untergebenen zu verdanken,“ erklärte Alfred. „Wie schade, daß alle deine hübschen Sachen untergegangen sind! Aber wir werden bald aus Europa wieder Ersatz haben.“

„O,“ lachte Lucia, „es gefällt mir hier ja so gut; endlich bin ich da, wohin meine Gedanken so oft zogen; es ist alles viel schöner, als ich erwartet – das heißt: ich erwartete gar nichts. Nur bei dir wollte ich sein.“ Sie umarmte ihn.

„Mein Mann, mein Herr!“

„Du süßes Weib!“ Er küßte sie. „Schau!“ rief er, sich umwendend. „Unsere Tauben! Auch sie wollen uns begrüßen.“

Ein ganzer Schwarm ließ sich auf dem Verandageländer nieder. Schwänzelnd und rucksend trippelten sie nun zu den beiden hinan.

Jetzt ließ Alfred einen schrillen Pfiff ertönen, auf den ein etwa zwölfjähriger schwarzer Junge erschien. In seinem schreiend blauen Hüftentuch stand er sauber und adrett vor seinem Herrn und blinzelte ihn respektvoll von unten herauf an.

Lucia nickte ihm freundlich zu.

„Dies ist Seovavi, unser Hausdiener,“ stellte Alfred vor, und sich an den Schwarzen wendend, fuhr er auf englisch fort: „Geh! bringe Futter für die Tauben! Aber zuerst rufe Juano herauf!“

Geräuschlos entfernte sich der Junge.

„Seovavi befindet sich seit einem halben Jahr in meinem Dienst, liebes Kind! Er versteht ziemlich gut englisch, und deshalb – Ah, sieh da! Juano“ – unterbrach er sich und streckte die Hand einem jungen Manne entgegen, der mit leichten Schritten die Verandatreppe heraufstieg. Es war ein Neger, schlank gewachsen, in hellem europäischem Anzug, jedoch ohne jede Spur von Geckenhaftigkeit. Sein zierlicher Kopf zeigte hübsche, intelligente Gesichtszüge. Die ganze Haltung, die Art der Begrüßung, alles an ihm hatte die Sicherheit und Feinheit des Weltmannes, und doch war ihm eine bescheidene Zurückhaltung eigen.

Alfred bot ihm einen Stuhl. Man setzte sich. Und nun entspann sich eine Unterhaltung zwischen den beiden Männern, die sich fast lediglich auf Geschäftliches bezog und bei der Alfred meistens der Fragende, Juano der Antwortende war. Mit seinem weichen beschiedenen Organ gab Juano seinem Prinzipal über mancherlei Bescheid.

„Duden,“ wagte er dann aus eigener Initiative heraus zu sagen, „Duden legt sich sehr ins Zeug. Er hat in Europa“ – eine innere Beängstigung klang aus der Stimme des jungen Schwarzen – „weitreichende Beziehungen angeknüpft, und, wie man hört, ist er auf dem besten Wege, an der Küste – –“

„Was?“ fuhr Alfred dazwischen.

„Es sieht schlimm aus, Herr,“ bedauerte Juano. „Einen kapitalkräftigeren Konkurrenten könnten wir kaum – –“

„Schon gut! Wollen sehen – !“ unterbrach ihn Alfred ablenkend und mit einem scheuen Blick auf Lucia. Sein Gesicht hatte bei Juanos Rede einen immer besorgteren Ausdruck angenommen. Er war sichtlich erschrocken.

Inzwischen hatte Seovavi vor jeden der Herren ein Glas Bier gestellt.

„Du Schlingel, bring rasch der Missis auch ein Glas!“ befahl Alfred, „und merk dir: die Missis ist immer die Erste!“

Juano lächelte fein, Lucia aber sah verwundert ihren Mann an.

„Ja, siest du, Kind,“ lachte dieser mit erzwungener Heiterkeit, „du bist in einem barbarischen Lande, wo es bei den Herren der Schöpfung nicht Brauch ist, die Weiber als ebenbürtige Wesen zu betrachten, und so würde es hier einem Diener nie von selbst

einfallen, einer Dame aufzuwarten.“ Er schob seiner Frau das Glas hin. Seovavi brachte ihm verdutzt ein anderes.

Gleich darauf entfernte sich Juano mit höflicher Verbeugung.

„Nun, was meinst du zu meinem Geschäftsgehilfen?“ fragte Alfred, noch immer innerlich erregt durch die Mitteilung Juanos. „Gefällt er dir?“

„O, ich bin überrascht – so ein allerliebster Mensch! Ich glaube, ich werde hier mehr Geschmack an den Schwarzen als an manchem Weißen finden.“

„Gemach, Schatz!“ dämpfte er. „Dieser ist eben ein Prachtexemplar, hat übrigens von einem Großvater her portugiesisches Blut in den Adern. Das ist gleich ‘ne ganz andere Art als die Vollblutneger; ich habe in der Tat eine zuverlässigere Stütze an ihm im Geschäft, als an manchem Weißen, und wir wollen ihn recht in Ehren halten. Er hat zwei hübsche Weiber, mit denen ich manche Geschäfte mache.“

„Was?“ rief Lucia erstaunt.

„Nun, zwei sind sehr wenig,“ belehrte er lächelnd, „ich werde bald mit dir Besuch bei einem Häuptling machen, der dreißig bis vierzig hat.“

„Schrecklich! ich käme von Sinnen, wenn du außer mir noch Eine lieben würdest.“

„Keine Gefahr!“ beruhigte er, „in ein schwarzes Weib kann man sich nicht verlieben. Doch schau mal hinaus, Liebste! Da kannst du gleich sehen, wie ein Negerhepaar spazieren geht; der Vierzig-Weiber-Häuptling wandelt gerade mit seiner kostbarsten Frau vorüber. Du mußt nämlich wissen, Weiber sind hier gesuchte und darum teure Artikel.“

Lucia blickte auf. Den breiten Web entlang, welcher auch hier der einzige Raum zwischen Meer und Faktorei war, schritt ein stämmiger Neger mit grauem Kopf, ein weißes Tuch wie eine Toga malerisch um die gewaltigen Schultern geworfen, langsam und majestätisch daher. Einige Schritte hinter ihm aber ging, ebenfalls stolz aufgerichtet, ein üppig kräftiges Negerweib, das es indessen nicht unternahm, die Entfernung zu verkleinern, welche sie von ihrem Gebieter trennte.

„Das ist des Alten Hauptfrau,“ sagte Alfred und legte einen Arm um Lucia. „O du mein einziges, allereinziges Lamm!“

Im Haus duftete noch alles stark nach frischer Ölfarbe; denn es war erst neuerdings vollendet worden. Alfred hatte im ersten Jahre viel Arbeit und Entbehrung gehabt, bis er mit seiner eisernen Energie das Geschäft auf eine solche Höhe gebracht, daß er jetzt hoffen durfte, mit den anderen Faktoreien konkurrieren zu können. So hatte er denn auch zuerst ein niedriges Bretterhaus bewohnt, das jetzt im Hof als Verkaufsraum diente. Durch die neuesten Dudenschen Unternehmungen wurde allerdings die kommerzielle Lage an der Küste bedeutend schlechter.

Lucia wünschte alle Geschäftseinrichtungen zu sehen, und Alfred führte sie hinab; sie gingen an den Stors vorüber, in denen die verschiedensten Vorräte aufgestapelt waren: bunte Zeuge und allerlei Arten von Luxusartikeln, Porzellan, Teller, Schüsseln, Gläser.

All diese Dinge aber waren auch im Laden zu sehen, dessen Bretterwände vollständig bedeckt waren mit buntem Kram; zudem liefen noch kreuz und quer Stangen herüber, an denen Hüte, Kleider, Teppiche aufgehängt waren. Auf primitiven Schränken standen Zuckerhüte und davor Fässer, aus denen Salz, Mehl, Kaffee und andere Waren herausgewogen wurden. Hier glitzerten Dutzende von Konservenbüchsen, auf dem

Ladentisch aber war der halbe Platz verstellt von unechten Schmucksachen und Halsketten, Parfümfläschchen und Seifen; anderswo hatten Lampen, Leuchter, Kruzifixe, Spiegel und grellfarbige, eingerahmte Bilder ihre Unterkunft gefunden – kurz, es war beinahe alles zu finden, was in ein zivilisierter Mensch zur Deckung seiner Bedürfnisse wünschen kann.

Hier also wartete Juano.

Im unteren Raum des Hauses befanden sich das Comptoir und noch einige Lagerräume, während hinter der Faktorei, der Lagune zu, Schuppen lagen, in denen die Landeserzeugnisse, Palmenkerne, Kaffee und andere Ausfuhrartikel Afrikas, aufgeschichtet waren. Dem Hause gegenüber aber standen verschiedene Hütten, die zur Wohnung der Hausdiener bestimmt waren, die Küche voran.

Aus der Küchentür drang gerade Rauch in dicken Wolken hervor, und mitten im Qualm saß auf der Eingangsstufe ein hübscher, schlanker Negerbursche, der Hühner rupfte.

„Das ist Guadjovi, der Küchenjunge,“ sagte Alfred. „Der arme kleine Kerl hat alle gröberen Geschäfte zu besorgen.“

Lucia trat in die Küche, die innen ganz rauchgeschwärzt war. Auf einem elenden Backsteinherd, unter dem in einer Öffnung das Feuer brannte, brodelten verschiedene Gerichte, in denen der Koch mit wichtiger Miene herumstufte – ein wohlgenährter, etwa achtzehnjähriger Neger in weißem Anzug von europäischem Schnitt, eine geblümete Mütze auf dem runden Kopf. Weder Tisch noch Stuhl war in der äußerst primitiven Küche zu sehen. Ein Fliegenschrank und eine alte Kiste, auf der offenbar angerichtet wurde, bildeten das ganze Meublement. An den Wänden hingen einige rußige Töpfe.

„Komm, Kind!“ mahnte Alfred, „der Rauch treibt dir die Tränen ins Gesicht – laß nur die Burschen machen! Es ist nämlich fabelhaft, mit welch geringen Mitteln so ein afrikanischer Koch die üppigste Mahlzeit fertig schmort.“

Er zog sie ins Freie.

„Nun geh schnell hinauf! Das schlimmste ist hier, in der Sonne zu stehen. Mich ruft die Pflicht ins Comptoir.“

Es war Nachmittag. Vom Fenster ihres Zimmers aus schaute Lucia dem Treiben am Strande zu. Zwischen Booten, die ans Land gezogen waren, hantierten Männer an zum Trocknen ausgebreiteten Fischernetzen, Männer mit breiter Brust und kräftigen, muskulösen Gliedern, die durch keinerlei Kleidungsstücke in ihren freien Bewegungen gehindert wurden. Gemächlich betrieben sie ihre Arbeit. Dann und wann ging einer zur Brandung hinab und schlenderte in prachtvollem Wurf ein Netz hochauf, das, in stolzer Rundung auseinanderfallend, eine Sekunde in der Luft flog, um dann herabzustürzen und in den Fluten zu verschwinden. Mitunter aber schauten die Fischer neugierig zu den langsam einherschleudernden Weibern hinüber, von denen einige breite Kalabassen so sicher auf dem Kopf trugen, daß sie nicht ein einziges Mal mit der Hand darnach langten. Andere hatten ihr Jüngstes mitgenommen, das aus einem über dem Rücken hängenden Tuch mit dem Köpfchen herausragte. Wieder andere kamen frei daher, ihre Hüftentücher kokett drapierend und so ihre Reize zur Schau tragend. Alles machte den Eindruck größter, ungenierter Gemächlichkeit.

Lucia vergegenwärtigte sich die einfachen Hütten, die ja zum Schutz gegen Wind und Nässe genügen, die wenig komplizierten Kochanstalten der schwarzen Weiber, und

vor ihrem Geiste stand ein goldenes Zeitalter der Zukunft, da die Menschen, einfach und froh, friedlich und bedürfnislos, erst zum heiteren Lebensgenuß gelangen werden. Das Bild von einem unbefangenen Dasein verdeutlichte sich ihr noch mehr, als splinternackte Kinder lachend an den Strand kamen, wo sie im warmen Sand mit ihren schwarzen Händchen bauten und spielten. Mit Entzücken sog Lucia das Wohlbehagen ein, das diese zierlichen, runden, dunkeln Figürchen mit jeder Bewegung ausströmten. Sie dachte an die europäischen Kinderstuben, aus denen sich um so grämlichere, händelsüchtigere und schwächlichere Wesen entwickeln, je mehr feine Kleidchen um deren jungen Insassen gehängt werden.

Noch in diese Gedanken vertieft, hörte sie vom hintern Hofe herüber die laute Stimme Alfreds. Sie ging dieser Stimme nach. Mit einer Peitsche bewaffnet, stand der gestrenge Gebieter vor Seovavi, der mit einer seltsamen Mischung von Schuldbewußtsein und Verstockung zu Boden schaute.

„Willst du gestehen!“ schrie Alfred, „der Koch hat mir soeben gesagt, du habest ihm keinen Zucker gebracht.“

Der danebenstehende dicke Koch hob beschwörend die Hand und beteuerte, er habe keinen Zucker erhalten, Seovavi habe ihn vielmehr versteckt. In diesem Augenblick stürzte Guadjovi aus einer Hütte hervor und hielt triumphierend einen großen weißen Gegenstand in die Höhe.

„Nun, da siehst du's ja!“ rief Alfred zornbebend, „der Zucker wurde unter deinen Sachen gefunden,“ und damit ließ er die Peitsche um die nackten Beine des Jungen sausen.

Seovavi machte mit schmerzlicher Grimasse einen Satz und griff mit Wehgeheil an seine Schenkel.

„Merk es dir! Kommt es nochmal vor, kriegst du Sieben exemplarisch aufgezählt.“ Alfred warf die Peitsche weg.

Der Dieb schlich mit eingezogenen Schultern davon, und der dicke Koch sah ihm schadenfroh grinsend nach.

„Das ist für euch!“ sagte Alfred, das Objekt mit dem Fuße wegstoßend. Koch und Küchenjunge stürzten gierig drauf los.

Jetzt sah Alfred seine Frau auf der Veranda stehen; sie blickte erschreckt herunter.

„Nimm dir's nicht zu Herzen! Man ist hier leider zu diesen Maßregeln gezwungen. Die Dickköpfe stehlen immer wieder wie die Ratten.“

„Ich hätte mir schon erlaubt, gnädige Frau, mich Ihnen vorzustellen, aber wer wagt das in den ersten Flittertagen? Eine um so größere Ehre ist es mir, daß Freund Tenner mir nicht allzulange den Anblick einer so schönen Frau – –“

„Dies ist also unser getreuer Nachbar. Herr Rupp, Reserveleutnant und gestrenger Zolldirektor,“ fiel ihm Alfred in die Rede.

„Darf ich die Herrschaften bitten, in mein armseliges Junggesellenrevier einzutreten?“ flötete der hagere Herr und rückte ihnen auf der Veranda Stühle um einen Tisch zu sammen. Ein Diener war gleich zur Stelle, der sich schüchtern in eine Ecke drückte.

„Was wünschen Sie zu trinken? Immer die erste Frage, meine Gnädige, die wir Küster an unsere Gäste richten! ‚Küster‘, müssen Sie wissen, nennt man hier uns akklimatisierte, eingelebte Küstenbewohner. Also, wenn ich bitten darf: Wein oder Bier?“

ich habe übrigens ganz frischen Rheinwein, den ich erst vor einigen Tagen aus dem Faß umgefüllt.“

„Ah,“ machte Alfred, „ich bin begierig, wie Ihre Bestellung ausgefallen ist – also man los!“

„Koko,“ winkte Rupp dem Diener, „bringe Wein!“ Dieser entnahm eiligst einem der Seebrise ausgesetzten Getränkühler eine Flasche und brachte Gläser herbei.

Während Rupp einschenkte, betrachtete Lucia sein schmales Gesicht mit dem sorgfältig gedrehten Schnurrbart und dem semmelblonden glatten Haar, das in der Mitte gescheitelt war. Die Züge waren nicht hübsch, aber sanft und freundlich. Der rote Mund über dem schmalen Kinn hatte einen weichlichen Ausdruck; die graugrünen Augen saßen so nah an den Schläfen, daß man den Eindruck hatte, als könnten sie um die Ecke schauen.

Rupp wünschte sich Glück zu der neuen Nachbarin; denn der Verkehr versprach sehr rege zu werden, waren doch des Zolldirektors Haus und Tenners Faktorei nur durch einige Negerhütten und deren Höfe getrennt.

Man plauderte über den Schiffbruch und die Verhältnisse an der Küste.

„Duden ist ja wieder da,“ bemerkte Rupp. „Einige Kaufleute haben sich schon über ihn beklagt. Er bekam mit dem letzten Dampfer ganz enorme Ladungen.“

Alfred schwappte mit dem Finger einen Kork vom Tisch, daß er an die Wand prallte.

„Herr Tenner, ich sage Ihnen – seien Sie auf der Hut vor diesem Duden!“

Alfred machte ein halb besorgtes, halb verdrießliches Gesicht und murmelte etwas vor sich hin.

„Weißer Mann da!“ meldete Koko.

Rupp schnellte empor.

„Sie hier, Herr Graf?“ begrüßte er den Eintretenden und machte die Gäste miteinander bekannt.

Graf von Botow, eine elegante, hochgewachsene Erscheinung, drückte der jungen Frau die Hand und überflog sie mit einem scharfen Blick von oben bis unten.

„Ah, charmant!“ sagte er etwas müde im näselnden Leutnantston. „Komme soeben zu kleinem Urlaub aus dem Innern.“ Er begrüßte Alfred verbindlich: „Bin entzückt“ – und verneigte sich vor Lucia: „Allerliebste Überraschung das!“

Rupp, durch den unerwarteten Besuch des Grafen geschmeichelt und etwas erregt, leerte sein Glas mehrmals rasch hintereinander. Auch Alfred war ein wenig gereizt; ihn irritierte die ungenierte Art, wie der Graf Lucia fixierte.

„Wie gefällt’s gnädiger Frau an der Küste? Noch kein Fieber gehabt? Befinden ist in den Tropen nun einmal permanente Tagesfrage. Politik und Kunst nichts! Hitze, immer nur Hitze – jammerwürdiges Dasein – wie?“

Plötzlich zuckte Lucia zusammen. Nicht weit hinter ihrem Stuhl stand ein großer Käfig, und der Papagei darin erfaßte unvermutet ihren Ärmel und zerrte daran.

„Formidabel!“ lachte der Graf. „Habe mich schon auf Spaß gefreut. Kerl hat schon mehrmals mit Schnabel nach gnädiger Frau geschnappt.“

„Guten Morgen!“ rief jetzt der Papagei und blinzelte die Gesellschaft an, indem er den Kopf auf die Seite legte.

„Welch netter, drolliger Bursche!“ bemerkte Lucia, „spricht er noch mehr?“

„Gewiß,“ beeilte sich Rupp zu erwidern, „er ist ein sehr gelehriger Geselle – – nicht wahr, Flora, das bist du?“

Das Tierchen streckte den Kopf zum weitmaschigen Gitter heraus. Da trat sein Herr hinzu und kraute es im Genick.

„Beißt er?“ fragte Lucia und machte mit dem Finger die Probe.

„Ich denke nicht,“ entgegnete der Gefragte, „Flora ist sehr zahm und liebt die Weißen; vor den Schwarzen hat sie einen rührenden Abscheu.“

Nun streichelte Lucia ebenfalls die weichen, gestäubten Halsfedern.

„Sieh’ mal, Alfred! Er beißt gar nicht.“

„Wenn er Ihnen Vergnügen macht – –“ erbot sich Rupp mit seinem verbindlichsten Lächeln, „darf ich Ihnen morgen den Vogel schicken?“

„Aber nein! –“ lehnte Lucia höflich ab.

„Doch!“ beharrte er zäh, „es würde mir das größte Vergnügen sein, wenn Flora Ihnen angenehm wäre.“

„Wie sollte ich Sie Ihres Lieblings berauben?“

„Morgen müssen Sie ihn haben!“ widersprach er feurig und stürzte wieder ein Glas hinunter.

„Gut! ich nehme an,“ gab sie nach. „Tausendmal Dank, Herr Rupp! Also morgen!“

Koko meldete bescheiden, die Suppe sei angerichtet. Der galante Wirk reichte Lucia den Arm und führte sie in ein kleines viereckiges Zimmer mit hohen, breiten Fenstern. Der große Eßtisch war mit einem blendend weißen Tuch bedeckt und mit sehr feinem Porzellan beladen. Eine großflammige Hängelampe verbreitete unter grünem Lichtschirm hellen Schein.

Rupp zog die rot und gelb gestreiften schweren Vorhänge am Fenster zu. Nun sah alles doppelt gemütlich aus. Das Nachtessen war recht fein und reichhaltig. Man trank zu dem auserlesenen Souper schweren Bordeaux, und zuletzt ließ Rupp in Ehren seiner Gäste noch Sekt kommen.

Koko und ein anderer Diener, der aussah wie ein schwarzer Bär, servierten rasch und geräuschlos. Koko, der für einen Neger sehr häßlich war, da er zwischen schmalen Wangen einen ganz besonders entwickelten Unterkiefer und auch sonst eine eckige, vierschrötige Figur hatte, zog die teilnehmende Aufmerksamkeit Lucias auf sich; denn etwas Verschüchtertes, unendlich Scheues lag in seinen dunkeln Augen, welche sie an ein geängstigtes Wild erinnerten.

„Gib Obacht, du Schweinekerlchen!“ zischelte Rupp ihm mit schon etwas unsicherer Stimme zu, als Koko die Sektflasche ungeschickt entkorkte.

Aber gleich darauf schenkte er mit dem lebenswürdigsten Lächeln seiner Nachbarin und den Herren ein, und indem er sich jäh erhob, suchte er sich mit Anstrengung eine Haltung zu geben. Die Kelche klangen aneinander. Der Graf kniff seine Augen zusammen, um das boshaft belustigte Aufleuchten zu verbergen, das darin funkelte, als er sah, wie Rupp anfang, den Verstand zu verlieren. Mit hofmännischem Chic rückte er den goldenen Zwicker auf seiner Habichtsnase zurecht.

„Auf das Wohl aller schönen Frauen!“ toastete er mit schnarrender Stimme und nippte an seinem Glase, während Rupp das seine wiederum auf einen Zug austrank. Der trinkfeste Alfred tat desgleichen, verwickelte aber den Grafen in ein Gespräch, um diesen zu überzeugen, daß seine Gedanken noch in Reih und Glied aufmarschierten. Dabei

übersah er, wie Rupp ein widerspenstiges Löckchen Lucias mit dem Finger zu berühren suchte, sie mit glänzenden Augen anstarrte und unter dem Tisch nach ihrer Hand tastete.

„Auf das Wohl aller glücklichen Paare!“ rief der Graf, indem er mit mephistophelischem Lächeln sein Glas erhob. Er stieß mit Lucia an, die angstvoll den Blick ihres Mannes suchte.

„Schweinekerl! Sekt!“ stotterte der Gastgeber.

Scheu, mit immer fluchtbereiten Bewegungen goß Koko die Kelche voll und retirierte dann schleunigst in eine Ecke; denn Rupp erhob sich, indem er den Stuhl ungeschickt hinter sich stieß. „All – Aller – glück – lich – en – – Paare!“ stammelte er und suchte mit schwanker Hand sein Glas dem Lucias zu nähern. Da wankte er wie ein Baum beim letzten Streich, schüttete den Sekt über das weiße Kleid der jungen Frau und knickte zusammen, mit den Ellbogen auf den Tisch fallend, daß Gläser und Teller in Scherben zu beiden Seiten herunterklirrten. Lucia saß vor Schreck wie gelähmt da.

„Ent – schuld – o – ah,“ gurgelte der Betrunkene und richtete sich vom Boden auf, um sofort an die Zimmerwand hinzutaumeln.

„Wir wollen doch lieber gehen, Alfred.“ Man stand auf.

„Bedauere unendlich, gnädige Frau!“ schnarrte der Graf, die Serviette noch in der Hand. „Gnädige Frau fühlen sich nicht wohl – wie? Desperate Situation das! *Mais que faire, madame?*“

Rupp wollte durchaus nicht leiden, daß die Gäste schon gingen.

„Aber es ist spät – wir müssen nach Haus,“ widersprach Alfred.

Bald befand sich das Ehepaar auf dem dunklen Weg zu seiner Wohnung.

„Ich dachte immer, du solltest mich aus der peinlichen Lage erlösen,“ sagte Lucia mit halbem Vorwurf. „Rupp war nahe daran, sentimental zu werden. Sahst du denn gar nicht, wie er immer nach meiner Hand tastete?“

„Teufel!“ fuhr Alfred auf, „das hätte ich sehen sollen – da hätt’s was gegeben. In dem Punkt bin ich reizbar, Lucia. Da soll mit einer kommen! Ich sage dir: den Hund schieße ich nieder. Ich weiß in solchen Augenblicken nicht, was ich tue.“

Lucia entsetzte sich über den furchtbaren Ernst seiner Stimme. Neben ihnen an der Lagune schrie eine Unke.

„Was seid Ihr Männer doch für Leute!“ Sie schwieg einen Augenblick. „Und den Sekt hat er mir übers Kleid geschüttet.“

Alfred biß sich auf die Lippen: „Es soll nicht mehr vorkommen, Kind; es ist jetzt alles anders. Rupp ist übrigens ein guter Kerl. Aber er kann nichts vertragen.“

Alfred stieß die Hoftür auf.

„Bitte,“ lud er sie zum Eintritt ein. „Wir wollen alles verschlafen.“

In der Küche zerklopfte Guadjovi Eier, tat Zucker hinzu und begann beides mit rasender Geschwindigkeit zu einer schaumigen Masse zu quirlen.

„*All right!*“ lobte Lucia und schob dem Papagei auf ihrer Schulter Maiskerne in den Schnabel. „Jetzt noch ein paar Limonen, und dann so –“ sie machte die Bewegung des Auspressens.

„*Lemons! Yes, yes!*“ stimmte der schwarze Koch zu. „Swei?“ fragte er und hob Zeige- und Mittelfinger in die Höhe.

„Nein, drei!“ korrigierte sie und machte die nötige Pantomime.

Guadjovi ging an den Fliegenschrank, dessen Füße zum Schutz gegen heraufkriechende Insekten in wassergefüllten Gefäßen, standen und nahm die Limonen heraus.

„Nun?“ fragte Lucia, „kannst du mir noch sagen, Guadjovi, wie die Dinge hier alle auf Deutsch heißen?“

Er schaute sie verständnislos an.

„*Name of –?*“ examinierte sie, auf eine Büchse zeigend.

„Smals.“

„*Well!* Es heißt aber Schmalz.“

„Schmalz,“ echoete er.

„Und das hier?“ sie deutete auf einen Topf mit Salzgurkeln.

„Salsurgeln.“

Sie lachte laut auf.

„Gehen die Sprachstudien gut?“ fragte plötzlich Alfred in die Küche hinein. „Euer Kauderwelsch von Deutsch, Englisch und Ewesprache klingt ja geradezu phänomenal.“

Er schmunzelte. „Und wie’s hier famos riecht! Was wird denn Gutes gebacken?“

„Ja – das wird nicht verraten,“ neckte Lucia.

„Schatz, freue dich!“ ging er auf ein anderes Thema über. „Alles ist angekommen.“

„O! Endlich? Das ist ja herrlich. Wo – wo?“

„Ja, so schnell geht’s nicht! Unser Boot wird eben flott gemacht, um die Ladung vom Schiff zu holen.“

Sie eilten auf die Veranda.

Ein mächtiger Dämpfer schaukelte hinter der Brandung. Wie ein dunkles Ungeheuer wiegte er sich breit auf der lichten See, und in seinen bunten Flaggen spielte der Wind. Von der Faktorei stieß eben ein schmuckes Ladungsboot ab. Die muskulösen schwarzen Ruderer hatten es vom sandigen Strand hinuntergezogen und mit Landeserzeugnissen vollgeladen. Nun schoß es fort; gleichmäßig senkten sich die dreizackigen Ruder ins Wasser. Am Steuer stand hochaufgerichtet die jugendlich kraftvolle Gestalt des Bootsführers. Eine spielende Bewegung seines herkulischen Körpers – und willig folgte das schwere Fahrzeug der angegebenen Richtung durch die Wasserberge hindurch, die sich ihm wütend entgegenstürzten. Lange dauerte die Fahrt. In atemloser Spannung beobachtete das junge Paar den Kampf der Ruderer mit dem donnernden Element.

„Gott sei Dank!“ sagte Alfred, als diese endlich die Brandung hinter sich hatten.

Ungeduldig hin und hertrippend, erwartete darauf Lucia die Rückkehr des Bootes. Inzwischen aber brachte Guadjovi eine goldgelb gebackene Sandtorte.

„*Finnished!*“ jubelte er. „*Färtik!* in deitse Sprack!“

„Brav!“ dankte sie und schnitt ihm ein Stück ab.

Nach einiger Zeit hatte das Boot seine Ladung glücklich heimgebracht. Draußen im Hof schlugen nun die Diener mit ihren Hämmern die angekommenen Kisten auf. Alfred sprang die Treppe hinab und herauf, bald um das Auspacken zu beaufsichtigen, bald um seiner Frau einige niedliche Stücke herbeizubringen. Schwerere Gegenstände schleppten die Schwarzen herauf, und zuletzt beförderten sie aus einer riesigen mit Zink ausgeschlagenen Kiste ein Piano ans Tageslicht.

„O du!“ flüsterte Lucia, Alfreds Hand drückend; denn vor anderen hütete sie sich ängstlich, ihre Zärtlichkeit zu zeigen. „Aber was ist dir?“ fragte sie plötzlich besorgt.

Alfred sah angegriffen aus, und seine Lippen waren bläulich. Es werde wahrscheinlich ein Fieber im Anzug sein, meinte er leichthin. Sie bat ihn, sich ins Bett zu legen.

„Nein, mein Kind! Ich finde ja doch keine Ruhe, bis du alles nach Wunsch fix und fertig hast.“

Endlich hatten sie das Wohnzimmer einigermaßen ausgestattet. Mit den zierlichen Möbeln sah es für afrikanische Verhältnisse wirklich sehr gemütlich aus. Schräg über eine Zimmerecke war das Piano gestellt, und an den Wänden hatte man mit allerlei Luxusgegenständen gezierte kleine Bretter und Ölgemälde angebracht.

Alfred war noch immer nicht des Einräumens müde, obwohl ihn dann und wann ein Fieberschauer schüttelte.

„Schone dich!“ bat Lucia. „Wenn du gleich ins Bett gehst, singe ich dir ein Schlummerliedchen.“

„Da muß ich ja wohl, lieber Quälgeist –“ und er gehorchte.

Sie sah zuerst sorglich nach, ob er gut gebettet sei; dann huschte sie ins Wohnzimmer. Weich und melodisch klang ihre klare Stimme zu der Klavierbegleitung:

Der Abend kommt leise hernieder
Durch Dorf und Wald und Flur.
Es schweigen der Vögelein Lieder,
Und eines hört man nur.

Die Abendglocken klingen
So lieblich nah und fern,
Und fromme Gebete schwingen
Sich leise hinauf zu dem Herrn.

Nun herrschet Ruh' und Frieden
Wohl in der stillen Nacht,
Und alles schlummert hienieden
Nur Gott im Himmel wacht.

Sanft und lind schläfernten die Klänge des Liedes den ruhebedürftigen Alfred ein. Er sah ein Traumbild: das Gesicht einer Negerin. Freundlich und schmeichelnd streckte sie die seidenweichen Arme ihm entgegen. „Geh!“ sagte er. Plötzlich war es Duden. Es sah ihn hohnlachend an; es griff nach seiner Kehle – und erdrückend lag es auf ihm. Alfred schreckte auf.

Lucia, als sie im Nebenzimmer die Roten zuklappte, fühlte eine große Bangigkeit sich überschatten. War es das schlichte Lied, das ihr plötzlich die ferne Heimat vorzauberte? War es eine trübe Ahnung ihres künftigen Geschicks, wachgerufen durch die Sorge um den kranken Gatten? Eine Weile saß sie in beklommenem Schauder da. Von draußen tönte das Toben der Brandung herein, in das sich ein langgezogener Ton mischte wie „hoo“ – von vielen Stimmen zugleich gerufen – was sich in Pausen

wiederholte. Weiber, die mit ihrem Fetisch einen Umzug hielten! Hastig schloß sie das Instrument und löschte die Lampe.

In Afrika geht alles langsam und gemächlich; nur die Stürme und die Fieber kommen schnell. In ihrer Angst schickte Lucia am andern Morgen zu Rupp, der auch bald, geschniegelt und gebügelt wie immer, erschien. Alfred empfing ihn lachend. „Jetzt schwitze ich aber, daß man nachher die Decken wird auswinden können. Meine kleine Frau ist, glaube ich, vor Angst kränker als ich. Einen Tag fasten – dann ist’s wieder gut!”

„Sie werden sich wohl gestern über Ihre Kraft angestrengt haben,” sagte Rupp teilnehmend. „Oder sind es die neuesten geschäftlichen Aufregungen? – Aber gnädige Frau dürfen sich wirklich beruhigen; solch ein Fieberanfall gehört leider zum täglichen Leben in Afrika.”

Als Lucia sah, wie leicht die Männer die Sache nahmen, atmete sie auf.

Rupp machte sich’s am Krankenbett gemütlich. Es tat ihm ungeheuer wohl, daß Lucia nach ihm geschickt hatte. Diese trocknete dem Patienten mit einem kühlen Schwamm den perlenden Schweiß von der Stirn.

Rupp erzählte nun von dem Schiffsdoktor, wie der jetzt etwas mäßiger werde und eifrige Studien über Fieberbazillen mache. Bei den Schwarzen sei der Mediziner auch in großer Achtung, da er in nüchternem Zustande ein sehr geschickter Arzt sei.

„Merkwürdig,” schloß er, „wie der Mann unter Dudens Einfluß sich wieder aufrafft! Dieser Duden, sage ich Ihnen, ist ein gefährlicher Mensch. Alles läuft ihm zu, wie die Kinder dem Rattenfänger von Hameln.”

Alfred schwieg nachdenklich.

„So? der Doktor bessert sich?” fragte Lucia lebhaft. „Das freut mich!” sie dachte, jetzt allerdings zuerst an die Geschicklichkeit des Arztes, deren Vorhandensein sie als notwendig erkannte. Sie war auch etwas beschämt, einen Menschen wegen instinktiver Abneigung seither so ganz mißachtet zu haben, und nahm sich vor, ihr Unrecht gut zu machen.

Draußen rief es: „Küß der Frau die Hand – küß der Frau – küß – –.”

„Da fängt er wieder an zu plappern, unser Papagei,” sagte Lucia. „Alfred lehrt ihn unermüdlich Neues. Ich bin Ihnen so dankbar, Herr Rupp, für das Geschenk. Flora ist solch ein kluges, zärtliches Tier, daß ich, wenn man an eine Seelenwanderung glauben könnte, denken würde, die Seele eines Verliebten habe in dem Vogel ihren Wohnsitz aufgeschlagen.”

„Na, wer sollte bei so einem lieben Weib sich nicht verlieben!” lachte Alfred und sah sie glücklich an.

Bald darauf verabschiedete sich Rupp.

„Am schönsten ist es doch, wenn wir allein sind,” begann Alfred. „Lucia, wie anders bin ich geworden in diesen wenigen Monaten unseres Zusammenlebens – wie ganz anders! Ich kenne mich selbst nicht mehr. Was wäre ich ohne dich! Du hast mir den Glauben an mich selbst und die Menschen zurückgegeben. Volle und ganze – nein! – reine Liebe, ja reine!” Krampfhaft ergriff er ihre Hand. „Lucia, verlaß mich nicht!”

Sie sah ihn erstaunt an.

„Ich dich verlassen? Wie könnt’ ich!” Sie umschlang ihn. „Nur wenn das eine – nur dann – –“

Peinvoll wandte er das Gesicht der Wand zu.

„Laß mich schlafen!“

Schon mit Tagesgrauen sind die Schwarzen lebendig. Alle Morgen kauern sie, meistens unbeschäftigte Fischer und Bootsleute, faul im Sande, von ihren Tüchern umhüllt, so daß sie unförmlichen Kugeln gleichen. Wenn dann die Morgenkühle weicht, entwickeln sich aus den Kugeln sitzende Menschen, die immer länger werden, je wärmer der Sand wird. Schließlich aber liegen sie platt auf dem Bauch und warten der Dinge, die da kommen sollen. Dieses träge Daliegen gehört überhaupt zu den Lieblingsbeschäftigungen der Schwarzen. Im Nichtstun ist es ihnen am wohlsten.

Auch Alfred und Lucia waren Frühaufsteher, wie die südliche Sonne es fordert.

„Ich möchte heute mit Guadjovi auf den Markt gehen und Einkäufe machen,“ sagte sie zu ihm, als er, nun wieder völlig gesund und ein riesiges Frottiertuch wie eine Toga umgeschlagen, in aller Frühe aus dem Badezimmer trat.

„So?“ meinte er. „Wenn ich nicht so viel zu tun hätte, könnten wir uns gemeinsam auf den Weg machen. Aber es ist mir heute ganz unmöglich.“

So ging sie allein mit dem Koch – sie gingen an der Lagune entlang, wo der Weg sich bald verbreiterte.

Auf einem freien Platz, der von hohen Palmen umsäumt war, boten die Weiber verschiedene Landesprodukte feil. Körbe mit Orangen und Tomaten, mit Kokosnüssen und roten, fettigen Palmenkernen standen vor ihnen, und besonders priesen sie die letzteren an, aus denen sie eine treffliche Sauce zu Mais- oder Jamskuchen zu bereiten verstehen. Hier verkauften einige aus riesigen Kalabassen gelbe Maiskörner; dort zappelten vor einem alten Weib, deren Haar schon ganz weiß war, etwa ein Dutzend Hühner, die, fest an den Füßen zusammengebunden, wie ein riesiges Federbüschel aussahen, aus dem die kleinen schwarzen Augen der erschöpften Tiere angstvoll herausblinzelten.

Lucia kaufte einige Früchte, welche der Koch auf eine Porzellanplatte legte, die er mitgenommen. Dann schritt er stolz mit seiner Herrin zurück, indem er die Platte halb auf seiner Schulter, halb auf der erhobenen flachen Hand trug.

Als sie das Marktgewimmel hinter sich hatten, blieb Lucia stehen und machte ihm verständlich, daß sie das Haus seiner Mutter sehen möchte. Etwas verlegen bog der Junge in eine der Negerstraßen ein und führte die Gebieterin tiefer ins Dorf hinein. Lucia lugte manchmal in einen der Höfe, in denen Weiber, Kinder, Ziegen und Schafe in friedlichem Beisammensein herumlungerten. Manche Lehmhütte war ganz ohne Hof und hatte direkt nach der Straße hin ihren Eingang.

„*Stop, Guadjovi!*“ befahl Lucia und blieb vor solch einem höhlenartigen Gelaß stehen, das ihr besonders interessant vorkam.

Vor einem Feuer, über dem ein alter, rußiger Teesessel hing, kauerte eine junge Negerin, ab und zu mit einem Stäbchen in der überkochenden Flüssigkeit herumrührend, während eine bereits bejahrte einem hübschen, hellbraunen Kinde mit einem groben Holzkamm die fast blonden Locken durchfuhr.

Die Alte grinste freundlich, als sie Lucia erblickte. Die Junge aber streifte die weiße Frau mit einem eigentümlichen Blick und veränderte ihre Stellung nicht. Nun plapperte die Grauhaarige in nicht enden wollender Geschwätzigkeit auf Lucia los, bis Guadjovi ihr unwillig etwas zuschrie. Sie verstummte – aber nur, um nunmehr mit der Jungen ein eifriges Gespräch zu beginnen. Das lebhaftes Gebärdenspiel, womit sie ihre

Rede begleitete und die Art, wie sie wiederholt auf Lucia zeigte, beides wirkte auf diese sonderbar erregend. Sie blickte fragend auf Guadjovi.

„Nicht gut das!“ sagte der Bursche unruhig. „Wir heimgehen!“ und er machte ein paar schnelle Schritte seitwärts.

[Illustration]

„Bleib!“ gebot Lucia und strich dem Mulattenkind über die weiche Wange, als dieses ihr zutraulich das Händchen hinstreckte.

Da klagte das Weib an der Feuerstelle in Englisch: „Weißer Mann gehen – Missis kommen – Godone fortschicken“ und schüttelte traurig den Kopf.

Blitzartig trafen diese Worte Lucia. Es zuckte ihr wie lähmend durch die Glieder, aber sie nahm sich zusammen und deutete fragend auf Godone, dann aber nach der Richtung, wo die Faktorei lag.

Die Negerin nickte lebhaft – sie hatte verstanden. Nun machte Lucia ihr deutlich, sie solle sie besuchen, und mit der Hand winkend, entfernte sie sich. Ihre Kniee zitterten im Gehen; wie geistesabwesend folgte sie dem nachdenklich dahinschreitenden Guadjovi, und als dieser vor einem Hofe stehen blieb und erklärte, hier sei seiner Mutter Haus, achtete sie nicht darauf. Alles verschwamm ihr vor den Augen; alles kam ihr so furchtbar nichtig und fremdartig vor; sie hatte das Gefühl, als habe sie sich in eine Wildnis verirrt.

Endlich stieß Guadjovi das schwere Hoftor der Faktorei auf, und Lucia ging direkt ins Comptoir ihres Mannes, der eifrig schrieb.

„Ich habe Godone gesehen, Wie kann ich dir noch ein Wort glauben?“

Wieder trat jener schreckliche Ausdruck des Entsetzens in Alfreds Gesicht; er legte die Feder nieder – sie starrten einander an – beide totenblaß. Lucias versteinertes Gesicht sagte ihm genug. Es schien auf ihn zu wirken wie das Medusenhaupt, und so sprach er kein Wort. Er hob die Feder wieder auf und versuchte, weiterzuschreiben. Lucia fühlte, daß etwas Schreckliches in ihm vorgehe; sie faßte seine Hand, doch er drückte sie sanft fort und sah wieder auf seine Arbeit.

„Rede doch ein Wort, ein einziges nur! Sonst werde ich wahnsinnig,“ flehte sie und sank vor ihm in die Kniee.

„Das ist nicht dein Platz,“ sagte er fest und hob sie auf, „gehe in dein Zimmer – ruhe dich aus!“ und wieder blickte er starr auf seine Schreiberei.

Sie umklammerte seinen Hals und küßte ihn, wie sie ihn nie geküßt. „Sprich nur ein Wort!“ ächzte sie. „Ich sage dir, ich lebe nicht mehr, wenn ich allein gehen soll.“

Da ging er voran – sie folgte ihm, sie folgte ihm wie eine Verbrecherin.

Auf der Veranda angekommen, führte er sie zu einem Sessel.

„Du mußt dich hier durchaus etwas ausruhen.“

Sie setzte sich. Er trat ans Geländer und schaute aufs Meer hinaus. Tiefblau wogte es bis zum Horizont. Ein paar Wasservögel flogen vorüber.

Plötzlich tauchten am Strandweg vier Träger auf, eine Hängematte zwischen sich. Es war Ebbe, und deshalb schritten sie auf dem festen, glatten Dünensand, über den sonst die Fluten unaufhörlich auf- und niederrollten. Sie gingen auf die Faktorei zu. Jemand winkte lebhaft aus der Hängematte, und nun erkannte Alfred sofort Klaus.

„Wir bekommen Besuch, Frau.“ Er wollte noch etwas hinzufügen, doch unterdrückte er es und ging seinem Gast entgegen, der mühselig die Treppe heraufstieg. Lucia sah ihm fassungslos nach; sie hörte, wie er den Freund mit unbefangener Herzlichkeit begrüßte.

„Wie geht’s im Ehestand?“ fragte Klaus mit einem Anflug von Heiterkeit. Alfred überhörte das.

„Alter Junge, ich glaube, du hast Fieber; du scheinst recht schwach auf den Beinen.“

Klaus nickte müde: „Ja, böse Fieber gehabt; ich werd’s nicht mehr land prästieren. – – Guten Tag, gnädige Frau! Wie steht’s Befinden? Mir hat der Arzt eine Luftveränderung verschrieben, und das wollte ich meinem Chef hier pflichtschuldigkeit anzeigen.“

Lucia sah teilnehmend in die gelben, abgefallenen Züge des Hauptagenten. „Ich will Ihnen nur gleich eine Erfrischung bestellen,“ sagte sie befangen; denn sie fürchtete, alle Augenblicke in Tränen auszubrechen.

Klaus, der jetzt ganz von seinem elenden Zustand erfüllt war, legte ihre Bewegung als eitel Teilnahme aus, und als sie fort war, meinte er gerührt: „Freund, du hast doch eine recht gute Frau; ja, so was ist doch etwas anderes,“ und er seufzte schwer.

„Ja, sie ist sehr gut,“ entgegnete Alfred, „sie ist – viel zu gut für mich.“

Nach einiger Zeit erschien Seovavi und servierte dem Kranken Klaus ein Glas Rotwein nebst einem kleinen Imbiß.

Lucia setzte sich mit einer Näharbeit zu den Männern und bemühte sich, an der Unterhaltung teil zu nehmen. Je unbefangener Alfred redete, desto mehr zog sich etwas schmerzhaft in ihr zusammen. Dann und wann richtete er eine Frage auch an sie, kühl und höflich, die sie schüchtern beantwortete, und immer größer wurde ihre Angst; denn er schaute dabei in den Rauch seiner Zigarre, ohne sie ein einzigesmal anzublicken.

Als er im Zimmer etwas holte, konnte sie sich nicht mehr halten – sie eilte ihm nach, und als er ihr entwischen wollte, faßte sie ihn am Arm und stieß hervor: „Hast du sonst gar nichts für mich?“

Da sah er sie geistesabwesend an. „Es ist alles aus,“ sagte er dumpf.

Sie ließ ihn los. Zitternd hielt sie sich am nächsten Gegenstand fest. Über sein Gesicht zuckte es jammervoll, als er hinausging. Aber ruhig setzte er sich wieder zu seinem Gast, der sich bald darauf in seinem Zimmer ausruhte, das die Hausfrau für ihn hergerichtet.

Wie eine schwüle gewitterstimmung hing’s über dem Haus. Alfred ließ sich nicht mehr blicken. Einem Schatten gleich hastete Lucia umher oder lehnte auf ihrem Sessel und starrte aufs Meer hinaus.

„Alles aus!“

Nun war sie ganz allein; keine Seele, mit der sie ein Wort hätte reden können – nur die Diener, welche sie verwundert ansahen und eilig wieder weggingen, wenn sie ihre Anordnungen ausgeführt hatten!

Als es Abend wurde, sah sie noch einmal nach Klaus, der matt in seinem Bett lag aber behauptete, er fühle sich schon etwas besser. Sie bat, er möge Seovavi bei sich behalten, damit dieser jeden seiner Wünsche ihr widersagen könne.

Auf der Veranda war es öde und leer. Sonst waren sie Abends in traulichem Gespräch beisammengesessen, und nun fühlte sie nur ihr qualvoll pochendes Herz. Sie

kauerte schließlich am Papageikäfig nieder. Das treue Tier bewegte freudig die Flügel beim Anblick der Herrin und stieß die zärtlichsten Gurröne aus. Sie öffnete das Türchen. Flora kam heraus und klomm verlangend an ihr empor, um den weichen Kopf an den schlanken Hals der Frau zu schmeigen.

„Du armer Kerl,“ flüsterte sie unter Tränen, „du bist ja auch ganz verlassen.“ Es wurde finstere Nacht. Lucia schob den Vogel wieder in sein Bauer. Angstvoll spähte sie bald nach der See, die wallend brauste und aus deren dunklen Wogen ihr heute das Meerleuchten so unheimlich gespensterhaft entgegenblitzte, bald nach der Lagune, von wo aus ihr der Abendwind abgerissene Melodien einer Negertanzmusik zutrug oder den johlenden Schrei eines Vergnügungssüchtigen, der begehrlieh zum Tanzplatz eilte. An den Ufern der Lagune flammte hie und da ein grelles Licht auf, das, gegen das Ende sich zuspitzend, einen langen, zitternden Widerschein im Wasser warf. Langsam huschten diese Lichter krebefangender Fischer hin und her; dann aber standen sie wieder eine Weile still. Nirgends jedoch ließ sich von Alfred etwas erschauen. Sie eilte in den Hof. Im Laden und in den Vorratsräumen war alles still und finster; nur aus den Hütten der Diener glänzte hier und da ein Licht, und das lustige Geschwätz der Schwarzen tönte heraus. Sie trat an die Tür und erkundigte sich, wann der Herr zurückkomme.

Die Schwarzen verstummten und sahen sich dumm an. Lucia schickte an die Lagune: man solle nachsehen, ob er nicht komme. Dann wartete sie auf der Veranda, aber die Burschen kehrten zurück und meldeten, es sei noch nichts vom Herrn zu sehen. Sie glaubte, den Verstand zu verlieren. Nun ging sie an ihren Bücherständer, um doch eine Menschenrede auf sich wirken zu lassen. Da fiel ihr das Neue Testament in die Augen. Sie schlug das Gleichnis von dem Menschen auf, der von seinem Vater einen Teil seiner Güter verlangt hatte, um ihn in der Fremde zu verprassen.

Sie stöhnte. Ja, Alfred hatte das Seine auch verpraßt, und mit wem? Sie hatte sich keusch behütet, und für ihn. Mit leeren Augen schaute sie in die Nacht hinaus. Plötzlich trat ein Erlebnis vor ihre Seele, an das sie all die Zeit über nicht wieder gedacht: sie sah ein stilles, ernstes Augenpaar dicht neben sich, und wie leises Lenzeswehen zog es in ihre verstörte Seele – um verdoppeltem Schmerz zu weichen. Hätte sie gewußt, was sie jetzt wußte, dann wäre es damals anders geworden. Aber nun? Warum dachte sie an jenes zerdrückte Ahnen? Und ein anderes Erlebnis fiel ihr ein. Wie sprach der Professor doch damals? Sie sann nach – –: „Führerin dem verirrtten Manne soll das edle Weib sein – ihr Pfad aber heiße: Vergebung!“ So sprach er.

„Süßer Mensch,“ flüsterte sie, „mein Retter, mein doppelter, mein dreifacher Retter!“

Mechanisch schaute sie auf ihr Buch nieder und las weiter: „Da er aber noch ferne von dannen war, sah ihn sein Vater, und es jammerte ihn, lief und fiel ihm um den Hals und küßte ihn.“

„Ja,“ dachte sie, „ich muß gut sein. War es aber nicht Untreue, daß ich gemeint, mit dem andern wäre ich glücklicher geworden?“

Sie drückte die Hand vor die Augen und errötete vor Scham. Eine Begeisterung kam über sie – ja, sie wollte vergeben – sie wollte, und vielleicht wurde noch alles gut. Die heftigste Sehnsucht, ihm bald zu sagen, wie sie dachte, erfüllte sie, und wieder begann sie ihr unruhiges Umherwandern und Umherspähen. Die Uhr zeigte bereits: nach Mitternacht.

Das Hoftor knarrte und Schritte nahten sich. Er war es. Das Herz klopfte ihr. Sollte sie ihm entgegengehen, wie jener Vater seinem verlorenen Sohn entgegen? Er kam die Treppe herauf. Atemlos lauschte sie, wie erstarrt vor Spannung.

Alfred schritt an ihr vorüber – unsicher. War er betrunken? Er sah sie nicht. Er ging ins Schlafgemach und warf sich angekleidet aufs Bett. Lucia wankte ins Wohnzimmer, wo sie sich aufs Sofa legte. Gegen Morgen umfing sie ein dumpfer Schlummer.

So war sie wohl lange dagelegen; sie erwachte wie jemand, der aus dem Schlaf durch das Rufen seines Namens aufgeschreckt wird, und fuhr mit einem lauten Schrei empor. Alfred mußte sie schon eine Weile angeschaut haben, und sein verzweiflungsvoller Blick hatte sie geweckt. Er sah sehr elend aus und zuckte zusammen, als die Augen, die ihm bis jetzt nur in Liebe und Zärtlichkeit geleuchtet, nun voll Grauen und Entsetzen zu ihm aufstarrten.

Empörung und Liebe stritten in Lucia. Aber es lag etwas in seinen Zügen, das ihr in die Seele schnitt – das Erbarmen siegte. Zum erstenmal fühlte sie Mitleid mit ihm, und mit einem matten Lächeln streckte sie ihm die Hand entgegen. Zögernd kam er etwas näher, aber sein Zartgefühl ließ ihn die Leidenschaft bekämpfen, die ihn trieb – er beugte sich nieder und küßte nur ihre Hand. Sie verzog unwillkürlich das Gesicht; er roch nach Alkohol. Er las den Abscheu, den sie empfand, in ihren Mienen – rasch trat er zurück: etwas wie Scham kam über ihn. Nun erst wurde ihr bewußt, warum sie ein widriges Gefühl gehabt hatte bei seinem Kuß. Wehe der Liebe, die sich aus Bewunderung in Mitleid verwandelt, und die bei einer Liebesbezeugung nicht mehr den dankbaren Herzschlag fühlt!

Alfred war gegangen. Müde ging auch Lucia, um im Nebenzimmer ihre brennenden Augen zu kühlen. Im Spiegel sah sie ihr wachsbleiches Gesicht. Sie seufzte. Was würde ihr Schicksal sein, wenn ihre Jugend, ihre Schönheit eines Tages dahin wäre? Und sie war in Afrika, wo alles noch einmal so rasch verblühte. Alfred hatte oft genug ihre rosige Haut, ihre frischen Lippen bewundert. Sie wußte, daß er jede schöne Frau bewundern mußte. Die Männer! Schritten sie nicht oft genug achtlos über eine Frau hinweg, welche ihren Ansprüchen nicht mehr genügt? Und er, der mit keinem Gedanken sich jenes Weibes zu erinnern schien, das er sein genannt, ehe sie, ehe Lucia in sein Haus trat – er? Würde er sich ein Gewissen daraus machen, sie beiseite zu schieben, sobald er ihrer überdrüssig?

Lucia biß sich auf die Lippen und blickte auf ihr Ebenbild im Spiegel. Nervös begann sie ihre Haare zu ordnen – nein, sie wollte schön sein. Sie wühlte in den Kleidern, die Alfred für sie hatte kommen lassen. Seither hatte sie nicht viel danach gefragt. Sie wählte eines von weißgelber Farbe, das mit sehr feinen schwarzen Spitzenvolants verziert und etwas ausgeschnitten war, so daß es den schlanken Hals mit dem reizenden Nackenansatz frei ließ. In langen Falten floß es an ihr hinab. In die dunklen welligen Haare steckte sie einen schmalen, goldenen Reif; er war mit Rubinen geschmückt, die wie dunkle Glut über der stillen, bleichen Frau funkelten.

Dann ging sie zu Klaus ins Zimmer, welcher versicherte, ausgezeichnet geschlafen zu haben, doch wolle er noch einige Stunden ruhen. Lucia legte ihm die Kissen zurecht und brachte noch mehrere Polster herbei, damit er höher liege. Leise ordnete sie seine Sachen und schenkte ihm dann den Kaffee ein, welchen der Koch gebracht. Klaus dehnte sich wohligh und verspeiste die belegten Brötchen, welche ihm

Lucia zierlich zubereitet hatte. Es tat ihr wohl, dem Kranken die Gefälligkeiten erweisen zu können, die sie bisher an Alfred verschwendet. Dieser hatte sein Frühstück ins Comptoir bestellt.

„Nun müssen Sie ausruhen,“ mahnte sie und überließ den Kranken sich selbst. Sie ging ordnend durch die Zimmer und setzte sich dann auf die Veranda mit einer Stickerei, die sie heimlich auf Alfreds Geburtstag fertig machen wollte. Heute würde er sie nicht überraschen, sagte sie sich schmerzlich. Bittere Gedanken stiegen in ihr auf, während sie stich an Stich fügte.

Ein leises Geräusch ließ sie aufsehen – vor ihr stand Godone, die auf ihren nackten Füßen unhörbar gekommen war. Lucia legte in einiger Verlegenheit ihre Arbeit zusammen und ging der Zögernden entgegen. Godone lächelte so freundlich, daß die prächtigen weißen Zähne zwischen den vollen dunklen Lippen hervorblitzten, und schritt zutraulich auf Lucia zu. Die Schwarze umarmte sie, wie es unter Negerweibern, die sich ebenbürtig sind, Gebrauch ist. Bedrückend überkam es Lucia, wie sie die weichen, glatten Arme an ihrem Nacken fühlte: so hatte das Weib vielleicht ihrem Mann begrüßt.

Sie winkte Godone, ihr ins Zimmer zu folgen. Gierig musterte diese den Anzug der weißen Frau und sah dann erstaunt um sich.

„Ah!“ rief sie mit ihrer weichen Stimme, als Lucia, die auch ihrerseits die Negerin genau betrachtete, ihr allerlei hübsche Sachen zeigte. Godone hatte sich fein gemacht, und nicht ohne Geschmack. Sie trug blendend weißes Hemd mit zierlichen Stickereien, mit denen die vornehmen schwarzen Weiber einen Luxus treiben, dessen sich auch eine europäische Dame nicht zu schämen brauchte. Die Ärmel liefen auf der Schulter spitz zu, so daß die vollen, schöngeformten Arme und der fleischige Nacken frei waren. Um den Oberkörper hatte sie ein faltiges Tuch geschlungen, das bis zu den kleinen Füßen herabging. Schnüre von Goldperlenschmückten Hals und Oberarm. Die Haare aber waren kunstvoll so frisiert, daß ein Teil davon, in halbfingerhohe Zöpfchen geflochten, im Bogen von einem Ohr zum andern ging, während der übrige Teil kurz geschnitten war.

Godone strömte jenen eigentümlich ölig fettigen Negergeruch aus, den die schwarzen Schönen vergeblich durch starkes Parfüm zu übertäuben suchen.

Aufs Piano tippte sie mit neugierigen Fingern. Lucia öffnete den Deckel und schlug einige Akkorde an, was die Schwarze mit lauten Entzückensrufen begleitete.

In diesem Augenblick erschien Alfred auf der Schwelle. Finster blickte er auf die beiden Frauen, und das Lächeln der Negerin wurde zu einem scheuen Ausdruck, als er nach der Treppe wies: „Geh!“

„Massa böse!“ sagte Godone betrübt zu Lucia, und diese winkte ihr mitleidig fort. Leise, wie sie gekommen war, verschwand die Abgewiesene.

„Was machst du für Geschichten? Wie stehe ich da?“ rief er außer sich. „Das Weib hat hier nichts zu schaffen!“

Es war Lucia eine gewisse Genugtuung, das zutrauliche Geschöpf von Alfred so kurz abgetan zu sehen, aber seine Art empörte sie doch. Sie war über Nacht anders geworden, wie der Götzenpriester, der die Nichtigkeit seiner Götter erkannt hat. Sie sah ihn ruhig und groß an.

85 [page missing]

„Ja, es ist alles aus!“ entrang es sich ihm – er wollte gehen.

„Wenn du so sprichst,“ kam es von ihren zitternden Lippen, „so laß uns lieber gleich voneinander scheiden! Vor andern Frieden heucheln und innen Unfrieden hegen – solch ein Leben kann ich nicht ertragen. Alfred, so werden unsere Ideale zertrümmert. Aber es muß wohl so sein.“ Sie weinte bitterlich. „Es war zu schön. O, ihr Männer, wenn ihr wüßtet, wie ein Weib zu euch emporsieht, wie viel Kraft sie von euch erwartet, ihr würdet – – anders sein.“

Alfred sank in einen Stuhl und bedeckte das Gesicht mit der Hand.

„Habt ihr denn kein Herz, kein Gewissen? Ein junges Geschöpf – euer Geschöpf – es hat einen Vater und darf nicht Vater sagen. Wie wollt ihr da dem Kind ein rechter Vater sein, das euch eine andere schenkt, die nun zufällig euer fürs Leben ist, und es sein darf? Wenn es euch mit den unschuldigen Augen anschaut, muß es euch nicht an euer Vaterloses erinnern, das keine Heimat hat auf dieser Welt? O Alfred, wie stolz war ich auf dich! Und nun kann jeder Wüstling dich zu den Seinen zählen.“

Er stöhnte.

„Verzeih! Ich bin so schroff,“ fiel sie in einen weicheren Ton und setzte sich auf einen Schemel zu seinen Füßen.

„Wenn ich dich weniger liebte, würde ich ruhiger sein. Aber – versetze dich in meine Lage! Denke doch: würde ich handeln, wie du gehandelt, du würdest mich erwürgen; du würdest ihn, den andern, der mich – – ja, du würdest ihn niederschließen, wie einen Hund. Und wir Weiber? Wir sollen stille sein?“

Er schluzte verhalten.

Ihre Tränen netzten seine Hand, an die sie ihr Gesicht schmiegte.

„Kannst du mir vergeben? Du hast recht in allem.“

„Ja, ich kann vergeben,“ erwiderte sie langsam.

Er stand auf und sagte herb: „Vergeben, aber nicht vergessen. Vielleicht kann ich einmal etwas tun, um meine Schuld zu sühnen.“ Traurig standen sie nebeneinander.

„Aber das Kind?“ fragte Lucia plötzlich.

„Es ist nicht mein Kind,“ entgegnete er müde.

„Aber,“ brachte sie mit Anstrengung hervor, „es stand gerade bei der Godone.“

„Ja, du glaubst mir nichts mehr,“ sprach er bitter, „übrigens –: zwei Jahre bin ich hier – das Kind ist drei Jahre alt.“

„Ich bin ganz verwirrt,“ seufzte Lucia. „Alfred, habe geduld mit mir! Ich kann mich so schnell nicht fassen. Gehe es dir nicht ebenso, wenn du –“

Er nickte düster. „Es rächt sich alles.“

„Herr Doktor, wohin des Weges?“ rief der Zolldirektor Rupp, der am Strande hin- und herpromenierte.

Der Angerufene blieb stehen und zertrat ärgerlich eine Krabbe, die aus ihrem Sandloch herauskroch.

„Ich muß da hinein,“ murrte er, mit dem Daumen nach Tenners Faktorei zeigend. „Da ist ein Kranker.“

„Herrjeh!“ erschrak Rupp, „doch nicht die gnä –?“

„Seien Sie nur still! Reden Sie mir nichts von der Schraube! Es wird mir übel, wenn ich an die nur denke.“

„Pfui! Sie altes Lästermaul! Ihr Geschmack läßt viel zu wünschen übrig.“

Der Doktor lachte hämisch und zischte: „Meine Stunde wird schon kommen. Die werde ich aber ‘mal untertauchen, daß sie daran denkt!“

„Da muß ich Sie denn doch begleiten,“ erklärte kampferüstet Rupp, „damit es kein Unglück gibt.“

Der zum Küstendoktor avancierte Schiffsarzt fand seinen Patienten auf der Tennerschen Veranda in einem Segeltuchstuhl liegend, der an den Tisch hinangerückt war, um den herum das junge Ehepaar und zwei noch ziemlich grüne Kaufleute saßen.

Alfred bot seinen Gästen gerade Zigarren an.

Rupp eroberte sich einen Platz neben Lucia und sagte ihr allerlei Artigkeiten, die sie aufmerksam anhörte. Klaus aber trug dem Doktor seine Leidensgeschichte vor, und der Hausherr vertiefte sich mit den zwei Kaufmannsjünglingen in ein Kartenspiel.

Den Zolldirektor berückte die Huld der jungen Frau, so daß er seine grünlichen Papageienaugen kaum im Zaum halten konnte. Lucia aber beobachtete mit ganz neuem Interesse sein flackerndes Gebahren – es war ihr, als existiere Alfred als der eine Punkt, um den sich all ihr Sinnen und Denken drehte, nicht mehr, sondern nur noch die Rasse: Mann, für sie etwas Rätselhaftes, Fremdartiges, Unbegreifliches. Wie konnte sie nur klug werden aus diesen Leuten? Sie zeigte sich nicht mehr unnahbar wie früher – sie wollte lernen.

Rupp flammte immer mehr auf. „Wie wenig doch dazu gehört, einen Mann zu erobern!“ dachte Lucia. Sie streichelte Rupps weißen Hund, der sich an ihre Kniee schmiegte, und sagte, es sei ein gar zu hübsches, wohlerzogenes Tier.

„Gefällt es Ihnen?“ Er zeigte sich jederzeit als der Galante. „Es würde mich beglücken, wenn Sie ihn annehmen wollten.“

Lucia lachte: „Zum Papagei auch noch den Hund? Da würde ich ja bald eine ganze Menagerie haben.“ Als sie aber einen gequälten Ausdruck im Gesichte ihres Gatten bemerkte, überlegte sie: „Nein! so will ich mich doch nicht rächen“ und lehnte dankend ab.

Der Doktor hatte diese kleine Scene in seiner Art aufgefaßt. Das Terrain schien ihm günstig. Nachdem er seinem Patienten einige Vorschriften gemacht, erkundigte er sich nach den Bekannten in Povo.

„Na, was macht denn unser frommer Zuckerwasserprophet?“ spottete er zum Schluß seiner Rede auffallend laut. „Ist er endlich mit seinem Forschungskram abgezogen?“ Alfred und Lucia horchten auf. „Donner und Doria!“ polterte der Doktor mit seinem fetten Baß weiter, „solch ein heilloser Mucker ist mir schon lang nicht mehr vorgekommen. Wir andern Sterblichen geben uns, wie wir sind. Der eine schwört auf seine weiße Frau, der andere auf seine Godone“ – er schluckte und machte eine boshafte Pause – „und wie die Weibchen alle heißen mögen.“

Die jungen Kaufleute sahen den Sprecher peinlich betroffen an. So ungeniert sie unter sich waren, vor Frau Lucia zeigten sie sich von der besten Seite – und nun diese unverblünte Anspielung! Klaus aber wurde kreidebleich und zwickte den Doktor trotz seiner Schwäche so fest ins Bein, daß dieser wütend aufschrie: „Sie haben wohl den Koller?“

Alfred sah den Doktor verächtlich an. „Bitte, liebe Frau,“ sagte er, „willst du nicht den Tabakbeutel holen, den du mir neulich gemacht hast?“

Lucia erhob sich und ging ins Zimmer. „Dieser brutale Mensch!“ dachte sie entrüstet. „Mein instinktiver Widerwille hat mich nicht irregeführt.“

Rupp, der seinen Zorn nicht niederkämpfen konnte, schalt inzwischen den Doktor: „Sie haben doch wirklich gar kein Unterscheidungsvermögen mehr dafür, wie man sich in guter oder schlechter Damengesellschaft aufführt.“

Der Riese lachte roh: „Ich wollte ja dem Herrn des Hauses nicht zu nahe treten, gewiß nicht! ich wollte nur zart andeuten“ – einige der Herren lachten – „daß Frau Tenner ihre Bewunderung einem Heuchler gezollt hat, der einmal entlarvt werden muß. Ein Kollege aus dem Innern schrieb mir, er habe ihn schwerkrank unter der Hand gehabt, und in seinen Fieberphantasien habe der Kerl immer wieder: ‚Lucia!‘ gerufen.“ Der Doktor blickte triumphierend im Kreis herum. Spannung lag auf allen Gesichtern. „Ja, wir haben uns damals auf dem Schiff höchlich über den Biederen amüsiert; so täuschend unschuldig sein Benehmen auch war, uns hat er doch nicht hinters Licht geführt mit der harmlosen Art, wie er sich an die Dame heranmachte, und wer weiß, wie er ihr argloses Vertrauen ausnützen wollte oder gar – – ausgenützt hat!“

Jetzt schnellte Alfred auf, so heftig, daß sein Stuhl weit zurückfuhr. „Verlassen Sie sofort mein Haus – oder ich schieße Sie nieder wie ein Tier!“ schrie er.

Mit einem lauten Fluch erhob sich der Doktor – er machte eine so ungestüme Bewegung, daß der Tisch umstürzte und die Gläser klirrend zu Boden fielen. „Das wollen wir sehen,“ fauchte der Riese, und außer sich fuhr er auf Alfred los. Die Männer rangen einen Augenblick miteinander. Aber Alfreds schlanker, muskulöser Körper überwand den fetten, ungelinken Cyklopenleib; er drängte ihn nach der Treppe – und der Koloß rutschte polternd abwärts.

„So etwas übertrifft doch alles bisher Dagewesene, meine Herren,“ jammerte Rupp. „Fort muß der Rüpel von hier unbedingt.“

„Ja, wir schmeißen ihn ‘raus – ‘raus!“ lärmten die übrigen und verabschiedeten sich, um die pikante Neuigkeit so warm wie möglich dem großen Küstenklatsch zu überliefern.

In den beiden rosagetünchten Zimmern der Faktorei Tenner, die an das Wohngemach grenzten, lagen seit der Nacht, die jenem stürmischen Abend gefolgt, zwei Kranke. Nur eine Bretterwand trennte die beiden Räume.

Das Gespenst der Tropen hatte auch von Lucia sein Opfer gefordert –: sie lag in hochgradigem Fieber. Klaus aber war wieder von einem Anfall ergriffen worden, der in einer besonders gefürchteten Form aufgetreten. Dann hatte sich der Zustand des schon sehr Geschwächten von Stunde zu Stunde verschlimmert. Mit Blicken, in denen sich Todesangst aussprach, hatte er Alfred die nach und nach zitronengelb gewordenen Hände gewiesen. Dieser, der in den Augen, dann im Gesicht des alten Freundes die schreckliche Färbung längst wahrgenommen, wußte nur zu gut, was davon zu halten war. Aber er hatte dem Kranken Mut angesprochen, so viel er vermochte.

Zum Glück war gerade ein Dampfer in Sicht gekommen, und so konnte mittelst Flaggensprache der Schiffsarzt an Land gerufen werden. Dieser, ein blondhaariger junger Mann, war nicht allein erschienen. Er hatte einen älteren Herrn, der in einer größeren Kolonie als Oberstabsarzt angestellt und auf Urlaub war, mitgebracht. Der würdige Herr trat soeben ans Krankenbett des armen Klaus. Ein einziger Blick belehrte ihn über den

Hoffnungslosen Zustand seines Patienten; er verordnete noch einige lindernde Mittel und sah dann nach der jungen Frau.

Teilnahmsvoll blickte er in das schöne, schmale, todbleiche Gesicht Lucias.

„Eine böse Sache, nicht wahr?“ meinte er lächelnd. „Aber ich glaube, Sie haben die Krisis schon überstanden.“

Er plauderte noch ermutigend weiter – da tönte durch die Bretterwand das qualvolle Stöhnen des Sterbenden: „Ja, es geht zu Ende – alle müssen hier sterben. O, huhuhu!“

Alfred beugte sich schnell über seine Frau. „Sei ruhig, Kind!“ flüsterte er, die Kissen fest und dicht an ihre Ohren drückend.

Der Arzt wechselte einen beunruhigten Blick mit Alfred und ging rasch zu Klaus zurück.

„Was war das?“ fragte Lucia, am ganzen Körper bebend. „Ach, ich fürchte mich so – mir ist so bang – steht es schlimm mit Klaus?“

Alfred nickte kaum merklich. Angstvoll umklammerte Lucia seine Hände.

„Nicht wahr, du verläßt mich nicht? – Liebster,“ schluchzte sie plötzlich, „weißt du, hier möchte ich nicht sterben, in diesem heißen, verzehrenden Land. Nur noch einmal möchte ich die Heimat sehen, in der wir so glücklich waren.“

„Du wirst nicht sterben,“ tröstete er.

„O, wenn ich sterben müßte, käme wieder das schwarze Weib. Alfred, und ich hab dich doch so herzlich lieb. Nicht wahr, sie darf nicht kommen – du hassest das Scheusal?“

„Beruhige dich!“ bat er, „das ist alles vorbei. Gott, wenn ich dir sagen könnte, wie sehr ich meine Schuld bereue!“

„Nagend frißt sich der Haß mir ins Herz hinein,“ klagte Lucia. „Und so kann ich ja nicht selig werden. Die Seligen, das sind die Mildten, die Versöhnten, die Barmherzigen.“

Unruhig warf sie sich hin und her.

„Kannst du beten? Bete mit mir!“ hauchte sie.

Er blieb stumm und sah sie nur besorgt an.

„Nein! Du kannst nicht beten, gelt?“ fragte sie hastig. „Im Anfang, als ich bei dir war, dachte ich auch, das Beten sei überflüssig, und deshalb schickt mir Gott all das. Und sieh, du hast manchmal einen Zug um den Mund – dabei habe ich immer an die Strophe denken müssen:

Dieses böse, harte Zucken
Kommt wohl nicht vom Beten her.“

So sprach sie erregt immer weiter; die Augen fielen ihr fast zu vor Mattigkeit, und doch fand sie keine Ruhe. Der Doktor hatte ihr Chinin verordnet. Nun gab er ihr Opium ein, worauf sie in tiefen Schlaf sank.

Als sie erwachte, war es sehr still. Das Laufen, die Stimmen hatten aufgehört – nur die Brandung rauschte noch immer eintönig weiter, und ein leises Echo davon schien in ihrem Kopf wiederzuhallen – es war das eigentümliche Sausen, welches der Chiningenuß erzeugt. Lucia fühlte sich etwas wohler und blickte sich nach ihrem Mann um, der auf dem Bette neben ihr angekleidet eingeschlummert war.

Vom Meer herüber donnerte ein Kanonenschuß – da schlug Alfred die Augen auf. Sogleich blickte er nach seiner Frau. Er lächelte befriedigt, als er sah, daß ihr Ausdruck ruhiger und klarer war.

„Ich glaube, nun kannst du schwitzen.“ Er legte noch einige Betttücher recht fest auf sie. „Halte nur noch ein paar Stunden so aus! Danach wird es gut werden.“

Er schaute zum Fenster hinaus. Die Lichter des gegenüberliegenden Dampfers nickten langsam fern und ferner.

„Das Schiff fährt ab. Gott sei Dank! es kam zur rechten Stunde.“

„Wie geht es Klaus?“ fragte Lucia.

„Er hat vollendet,“ erwiderte Alfred kaum vernehmbar. „Ja, weine nur! Wir sind in einem grausamen Lande. Aber ich habe doch dich wieder – mein Alles.“

Die Zeit war herangekommen, in welcher die Schwarzen alljährlich ihre Festtage feiern. Fast den ganzen Tag hörte man von den Wohnungen der Neger her das Geklapper und Gequikse von Tanzmusik, welches sich zur Nachtzeit noch verstärkte; denn beim Feuerschein unter dem ruhigen Sternenhimmel, da hat das Spielen und Tanzen erst eigentlichen Reiz für die dunklen Kinder Afrikas.

Nach dem Lauf des Mondes rechnen sie den Beginn ihrer Feste aus, und das dumpfe Tuten, welches ein Schwarzer einem Kuhhorn entlockt, mit dem er im Dorf herumgeht, verkündet Alt und Jung den Beginn der Feiertage. Fröhlich läßt der Neger jegliche Arbeit im Stich und macht sich tanzbereit. Er lädt Gäste ein und wird eingeladen, aber die Glanzpunkte bilden immer die großartigeren Tanzspiele, welche bei den tonangebenden Häuptlingen der Reihe nach gefeiert werden und bei welchen auch die Weißen nicht verschmähen, einer Einladung Folge zu leisten.

Eine solche Einladung war auch heute an Tenners ergangen, bei denen ein Sklave erschienen, als Zeichen der Bevollmächtigung den Stock seines Herrn in der Hand. Er hatte das Ehepaar für den Nachmittag zu Gast gebeten.

Nun machte Lucia Toilette. Wie war sie doch so ernst! Ein träumerischer, sinnender Ausdruck hatte das ihr so natürliche sonnige Lächeln verdrängt. Eben legte sie noch einen zierlichen gelben Metallgürtel an, den sie zu dem weißen Kleid zu tragen pflegte. Da klopfte Seovavi und meldete: „Weißer Mann da!“

Gleichgültig trat Lucia auf die Veranda, blieb aber wie vom Blitz getroffen stehen, als sie den Professor vor sich sah.

Er faßte sich schnell, obwohl er bewegt schien.

„Erschreckt Sie mein Anblick so? Ich nahm mir keine Zeit, mich vorher brieflich anzumelden.“

„O nein – nein! Aber wenn man so verlassen ist – auch von Ihnen hörte ich ja gar nichts die lange Zeit hindurch – wie lange ist es nur?“

„Acht Monate und drei Tage.“

Sie blickte erstaunt auf.

„So genau wissen Sie's? O, so lange – das ist ja schrecklich.“ Sie stockte.

„Sie sind nicht glücklich?“

„Bist du fertig, Frau?“ rief Alfred vom Hof herauf. „Rupp kommt soeben, um uns abzuholen.“

„Gehen Sie mit zum Festspiel?“ fragte Lucia.

Er stimmte zu und ging die Treppe hinab. Lucia holte ihren Tropenhelm herbei. Die Männer hatten einander bereits begrüßt, als sie zu ihnen trat. Alfred bot ihr mit einem forschenden Blick den Arm.

So gingen sie durchs Dorf, bis sie an einen Hof kamen, der von einer noch neuen Lehmmauer umgeben war. Betäubendes Geklapper drang heraus, von vielstimmigem Gemurmel begleitet, das von der im Hof sich drängenden Menschenmenge herrührte. Nachdem sich die vier Weißen durch einen Knäuel schwarzer Menschen gearbeitet, kamen sie vor die Festhalle, ein von vier kunstlos behauenen Baumstämmen getragenes Strohdach, unter dem die Stühle für die Ehrengäste aufgestellt waren. Fast sämtliche Weiße hatten sich eingefunden und saßen an dem langen Tisch zwischen den Stuhlreihen, als nächste Augenweide eine Unmasse Flaschen vor sich, die der Festgeber prahlerisch hatte aufstellen lassen, so daß jeder höchstens noch für ein Glas und einen Ellenbogen Platz auf dem Tisch fand. Bewundernd und lüstern hingen die Augen der Schwarzen, die, auf Balken und Fässern stehend, einen dichten Wall bildeten, an dieser Fülle ersehnten Genusses.

Der Häuptling begrüßte seine neu ankommenden Gäste mit würdiger Grandezza und wies ihnen Plätze oben am Tisch an; sie kamen gerade neben seinen Weibern zu sitzen. Diese kauerten in geordneten Reihen hintereinander, die jüngsten voran; hinten an der Mauer standen die älteren sehr stattlichen Hauptfrauen, in weite samt- und seideschimmernde Hüftentücher fast ganz eingehüllt. Die jungen Frauen dagegen hatten nur kurze Tücher um sich geschlungen, so daß Schultern, Arme und Unterschenkel frei waren, die sie mit Perlenschnüren verziert hatten.

Man sah hier in der Tat kein häßliches Gesicht. Im Gegenteil! Der Häuptling schien Geschmack zu haben. Einige der jüngsten Weiber sahen geradezu bezaubernd aus mit ihren weichen samteneu Gesichtern, denen die großen, glänzenden Augen, die so hingebend und aufmerksam den Tanz verfolgten, einen rührenden Reiz verliehen. Jede schwarze Schöne hatte eine Klapper in der Hand, welche, aus einem trockenen ausgehöhlten Flaschenkürbis verfertigt und von einem lose darumhängenden Muschelnetz umgeben war.

Je zwei und zwei Weiber sprangen auf, und gegeneinander vor- und zurückschreitend, führten sie einen tollen Tanz auf, in den sich manche so hineinsteigerten, daß sie sehr bald erschöpft auf ihre Plätze zurücksanken. Die Taktschlägerinnen begleiteten die Steigerung mit immer rascherem, wirbelndem Geklapper, wobei sie, um die Tanzenden noch mehr anzufeuern, oft ein keuchendes Zischen ausstießen. Wie da die sonst so gleichgültigen Gesichter sich leidenschaftlich belebten! Jede wollte sich so verlockend wie möglich geben.

Zum erstenmal sagte sich Lucia, daß diese Wesen für einen Mann wirklich Reiz haben könnten. Sie sah Alfred an. Sein Auge flackerte. „Ha, jetzt denkt er an die andere!“ Ekel und Entsetzen packten sie.

Um den Tisch herum, an dem die Weißen saßen, bewegten sich fortwährend Sklaven und schenkten ein, so oft ein Glas leer war. Während einer Tanzpause trat aus dem Haufen der Zuschauer ein dürres, altes Weib heraus. Auch sie tanzte und überbot an Widerlichkeit alles bisher Gesehene. Grinsen und Grunzen begleitete ihre Vorstellung. Wahrlich, sie hätte ein Modell abgeben können für des Teufels Großmutter.

Wohlgefällig nahm der Häuptling den Eindruck des Festes auf seine Gäste wahr.

Immer rasender schlugen die Musiker auf ihre primitiven Instrumente ein. Immer wütender wurde der Lärm, immer schwüler die brütende Negeratmosphäre.

All das hatte Lucias Nerven völlig erschöpft.

„Ihre Frau fühlt sich nicht ganz wohl, Herr Tenner,“ hörte sie noch die Stimme des Professors sagen. Dann lehnte sie sich halb ohnmächtig zurück.

Alfred sah nach ihr. „Wollen wir gehen?“

Lucia nickte schwach. Darauf verabschiedeten sie sich vom Häuptling. Der Professor und Rupp folgten, und in der freien Luft erholte Lucia sich rasch wieder. Rupp und Alfred, die beide fleißig getrunken, waren voll Übermut.

„Alter Knabe, mir ist, als wären lustige Zeiten zurückgekehrt,“ plauderte der letztere, und das „I“ kam ihm stolpernd über die Zähne.

Rupp fuchtelte begeistert mit den Armen in der Luft herum und lachte meckernd.

„Was wünschen die Herren zu trinken?“ fragte Alfred gewohnheitsmäßig, als sie auf der Veranda seiner Faktorei angekommen waren.

„Ja, so! Der Herr Professor macht ja eine Ausnahme – immer noch der Priester der Enthaltsamkeit! Pah! – – –“ He, Seovavi! Sekt!“ Er warf ihm den Schlüssel zum Vorratsraum hin.

„Gnädige Frau, singen Sie doch ein Lied! Bitte! Sie versprochen es ja das letztemal,“ flüsterte Rupp Lucia schmeichelnd zu. Sie seufzte tief auf.

„Freilich!“ rief Alfred, „wozu die Ziererei? Die sollte es hier nicht geben.“

„Nein, die gibt es hier nicht,“ sagte Lucia kalt und ging ins Zimmer. Der Professor schaute ihr nach. Sie hatte es vermieden, ihn anzusehen. Er blieb am Eingang stehen, während die beiden andern ihr nachfolgten.

„Was soll ich singen?“ fragte sie müde.

„Was Sie wollen!“ entgegnete Rupp. „Ich möchte nur einmal wieder die holde Sirenenstimme hören.“

Sie schlug einige weiche Akkorde an; dann sang sie:

Die Lotosblume ängstigt
Sich vor der Sonne Pracht,
Und mit gesenktem Haupte
Erwartet sie träumend die Nacht.

Der Mond, der ist ihr Buhle;
Er weckt sie mit seinem Licht,
Und ihm entschleiert sie freundlich
Ihr frommes Blumengesicht.

Sie blüht und glüht und leuchtet
Und starret stumm in die Höh'.
Sie duftet und weinet und zittert
Vor Liebe und Liebesweh.

Rupp erging sich in Ausrufen des Entzückens und ja! der süße Wohllaut dieser Stimme mußte bezaubern, zumal nach der rohen Negermusik.

Seovavi brachte die Sektflaschen, und Alfred beschäftigte sich samt dem hilfsbereiten Rupp mit dem kunstgerechten Entkorken. Lucia war leise hinausgegangen. Wieder standen sie und ihr Freund an der Verandabrüstung und sahen über das wogende Meer hin.

„Ihr Lied war schön – ich danke Ihnen,“ sagte der Professor.

„Verstanden Sie es auch?“

Sie sah ihn an. In ihren Augen schimmerten Tränen.

„Wissen Sie nicht, daß hier auch das Mondlicht gefährlich ist?“ gab er zurück.

„Prosit!“ rief Alfred, mit dem schäumenden Kelch herauskommend. „Was gibt’s da vom Mondlicht? Das erzeugt in Europa verliebte Melancholie – hier in Afrika macht es regelrechte Narren aus uns.“

Seovavi bot Lucia und dem Professor ein grüfftes Glas.

„Dem Wiedersehen zu Ehren!“ trank Alfred liebenswürdig seinem Gast zu. „Bei den Göttern! muß man nicht froh sein, wenn man sich hier lebendig wiedersieht? Wozu soll das schlechte Leben nützen, wenn man nicht das bißchen Vergnügen am Schopf nimmt?“

„Ich danke für Ihre Freundlichkeit,“ erwiderte der Professor, „aber ich trinke grundsätzlich keinen Alkohol; es kommt eben darauf an, worin der Mensch sein Vergnügen findet.“

„Ja, ja, meine Frau hat mir von Ihrer platonischen Weltanschauung erzählt, und warum soll man die Leute nicht achten, die mit fortwähredner Selbstkasteiung sich irgend etwas Unsichtbares erringen möchten? Aber heute drängte es sich mir auf, daß einen die naiven Naturmenschen, die sich kindlich erfreuen an dem, was ihnen der Augenblick bietet, doch auch etwas lehren können. – Nun, Frauchen, mach kein solches Gesicht! Ich schätze ja deine Schwärmerei für ideale Hirngespinnste. Übrigens wie heißt es? ‚Das ewig Weibliche zieht uns hinan‘.“

„Oft zieht’s auch hinab,“ berichtigte der Professor hart.

Und Rupp flötete elegisch: „Man läßt sich eben hinabziehen. ‚Halb zog sie ihn; halb sank er hin.‘ So ist’s nun einmal.“

Es entstand eine Pause, in der jeder sich seine Gedanken machte.

„Herr Professor, wie lange beabsichtigen Sie, hier zu bleiben?“ unterbrach Rupp das Stillschweigen. „Darf ich Ihnen meine Wohnung zur Verfügung stellen? Ich weiß, Tenners sind knapp im Platz.“

„Noch einen Monat habe ich mir zum Studium der Küstenvegetation gerechnet; da will ich mit meinem Dolmetscher noch verschiedenes ausarbeiten, wozu ich mir bei meinen Forschungen im Innern des Landes das Material gesammelt habe.“

„Nichts da!“ warf Alfred ein, „ich habe einen Gedanken, der vielleicht annehmbar ist: Hier im Haus ist es ja allerdings eng. Aber auf unserer Kaffeepflanzung ist seit einiger Zeit ein kleines Landhaus fertiggestellt. Drei luftige Zimmer und eine Stille, die weder durch das Toben der Brandung noch durch nächtliche Gelage unterbrochen wird!“

Lucia sah ihren Mann dankbar an.

„Das ist eine so günstige Gelegenheit,“ sagte der Professor rasch, „daß ich sie nicht ausschlagen kann. Meine Zeit ist knapp, und Sie werden mir gestatten, daß ich mich schon heute abend dorthin begeben.“

„Ganz wie es Ihnen angenehm ist!“

Es dunkelte, als das Ehepaar und Rupp den Gast an die Lagune geleiteten. Dort harrten schon seine Diener im Kanu, in dem das Gepäck lag.

„Auf Wiedersehen!“ klang es; dann glitt das Fahrzeug die schlummernde Wasserstraße dahin.

Wie von einem Zauberbann befreit, atmete der Reisende auf und starrte in die wundersame Nachtlandschaft hinein. Sie fuhren zwischen den mit Palmen bewachsenen Ufern hin. Das Sternenlicht lag in den reichen Kronen der Bäume, die sich träumerisch dem dunkelschimmernden Wasser zuneigten. Mehr und mehr verhallte im Wellengeräusch die Negermusik.

So still wurde die Luft – nur noch fernab wie ein verhallendes Echo das Meeresrauschen, geheimnisvoll über den Wassern verklingend. So tief wurde die Nacht – nur noch am Ufer die Spitzen des Busch- und Gräserwerkes, schwarz auf's sterndurchglänzte Firmament gezeichnet.

Versunkenes stieg in ihm empor. Einst –! Da durfte er sein nennen, ein geliebtes schönes Weib. Was ist Treue? Wo er geliebt, da buhlte ein anderer. Gram trug er im Herzen, Fluch auf der Zunge. Fliehen wollte er fortan, was ihm nur Elend schuf –: das Weib! Da aber klang auf seinem Pfade ihre Stimme: „Lerne wieder glauben und vertrauen!“

Wie unschuldig lächelt die Versuchung! Sie lächelt: „Nimm, was dich lockt!“

Das Eigentum eines andern? Sollte er heute tun, was er ehemals verwünscht, da ein anderer es tat? Sollten seine eigenen Flüche über ihn kommen? Was läge daran? Was läge an ihm? Unglück tragen ist leichter als Unglück bringen. Sollte er die heilende Arznei, die Lucia ihm geboten, ihr vergelten mit giftigem Trank? Sollte er, welcher der Untreue geflucht, zur Untreue verführen?

Über die Wasser war er gefahren an ihrer Seite, und da hatte er ein scharfes Nein! gesprochen, als diese Fragen ihn versuchten. Über die Wasser fuhr er jetzt wieder, einsam, und heute sprach er zu sich: ich war ein Tor! Was lag zwischen damals und heute? Alfred! – Was konnte der ihr sein? Er mit seinem ungebändigten Feuer, mit seinem versengenden Genußsinn – er und Lucia – –

Die Lotosblume ängstigt Sich vor der Sonne Pracht.

So dachte er; so sann er. All die zurückgedämmte Leidenschaft in ihm brach unaufhaltsam hervor. Das Leben in dem heißen Land, unter den rasch genießenden Naturmenschen hatte langsam seine asketischen Grundsätze gelockert.

„Tor, der ich war!“ sprach er laut in die Nacht hinaus. „Aber nun ist es zu spät.“

„Herr, wir sind am Ufer,“ rief sein Dolmetscher in der Meinung, der Professor habe ihn etwas gefragt.

„Du bist heute so schön, Lucia.“ Alfred suchte sie an sich zu ziehen. „Ich werde immer verliebter in dich.“

Sie blickte ihn traurig an und wehrte ihn sanft ab.

„Immer verliebter? So? Manchmal glaube ich, du liebst mich gar nicht. ‚Würde er sich sonst mit Gewalt zerstören?‘ frage ich mich dann. So oft, Alfred, hast du in letzter Zeit dein Versprechen gebrochen – du betrinkst dich.“

Tenner zuckte zusammen.

„Heute bin ich nicht betrunken. Und wäre ich’s – o, ich muß vergessen. Wer die harte Wirklichkeit flieht, verlangt nach dem süßen Wahn; wer den Wahn ruft, greift zum Wein.“ Er sah sie schwermütig an. „Kannst du nicht mehr sein,“ fragte er weich, „wie früher: mein liebevoller Engel, der nur Licht und Sonne kennt? – bist du nicht ein Weib? Laß mir die Nacht und ihre Schrecken! – ich bin ein Mann.“

„Wie?“ sprach sie herbe. „Was Mann – was Weib?“ Sie richtete sich hoch auf. „Mensch sein!“ Sie legte die Hand auf die Brust. „Und gut sein! Das ist’s!“

„Das ist’s? All das versteht Ihr Weiber nicht.“

„So lehrt es uns verstehen! Nein! lehren – wozu? Seid rechte Männer – und wir werden euch verstehen und lieben. Aber wollt ihr denn verstanden und geliebt sein? Wollt ihr nicht verzärtelte Puppen hier und zertretene Dirnen dort? Lucia, die man heute schön findet, und Godone,

103 der man gestern die Tür wies? Und beides halb? Sinnloser, mir schaudert’s vor dir!“

Er wurde aschfahl.

„Wer das Weib teilt, in zwei Hälften teilt, ist des Weibes nicht würdig,“ sagte Lucia mit fliegendem Atem.

„Wir Männer teilen alle,“ entgegnete er matt.

„Du lügst – ich kenne einen –“

„Deinen Professor – so geh doch zu ihm!“

„Du könntest mich ruhig ziehen lassen – ich bin so hart geworden in der letzten Zeit – er würde mich bessern – und besser käme ich zu dir zurück.“

„Oder du kämest nicht – und dann –“

„Dann?“ fragte sie.

Er klopfte mit gebogenem Finger leicht an ein zierliches, mit Perlmuttermosaik ausgelegtes Waffenschränkchen, das an der Wand hing. Wie hohl es klang!

„Ich kenne auch ein Liebchen. Das liegt so glatt und ruhig in meiner Hand. Ihm schaudert’s nicht vor mir.“

Den Arm auf sein Schreibpult gestützt, stand Alfred vor einem aufgeschlagenen Kontobuch und wühlte nervös in seinem Bart.

Der pfiffig blickende Schwarze ihm gegenüber sprach, lebhaft und gestikulierend, auf ihn ein.

„Verwünscht!“ knirschte Alfred. „Ich will es nicht sehen – ich will es nicht!“

Der dunkle Gast zuckte die Achseln. „Sag schnell, ob du kommen willst! Die Missis geht eben dort über den Hof.“

„Ich werde kommen,“ verabschiedete Alfred überstürzt seinen Besuch und schlug das Kontobuch so heftig zu, daß das Tintenfaß vom Pult herunterpolterte und seinen Inhalt auf den Boden ergoß. Der Schwarze ging.

„Heute nachmittag muß ich nach der Plantage,“ begrüßte Alfred, im Zimmer auf- und abgehend, die eintretende Lucia.

Juano platzte so eilig zur Tür herein, daß die beiden ihn ganz erstaunt ansahen.

Die Männer wechselten einen Blick.

„Ich will im Vorratsraum mit Juano etwas nachsehen,“ wandte sich Alfred an Lucia und ging, gefolgt von dem Gehilfen, hinaus.

Schon vor dem Haus blieben sie beide stehen.

„Nun?“ stieß Tenner hervor und blickte zu Boden.

„Duden,“ berichtete Juano, „hat uns jetzt vollends die Zufuhr sämtlicher Produkte abgeschnitten. Er gewährt den Lieferanten Vorschuß über Vorschuß und macht sie dadurch ganz von sich abhängig – alle!“

Alfred taumelte an die Wand zurück: „Ich bin ruiniert.“

„Noch bleibt uns die Plantage,“ bemerkte zaghaft Juano.

Sein Chef lachte höhnisch: „Diese Lappalie – –! Ha! Der Vampyr! Er möchte mir das Mark aus den Gebeinen saugen.“

„Was sagst du?“ fragte Lucia, unter die Tür tretend.

„Ich sage, daß es Menschen gibt, die vom Blut anderer leben,“ antwortete er mit jenem gespannten Zuge im Gesicht, der sie immer ängstigte. Eine fieberhafte Unruhe lag ihr seit dem jüngsten Zwist mit ihm in den Adern. Er war nicht der Mann, der nur drohte. Immer trieb die nagende Sorge um ihn sie zu ihm hin.

„Hast du Unannehmlichkeiten? Wer will das Blut anderer?“ forschte sie bang.

„Von dir sollen sie keinen Tropfen haben,“ rief er wild. „Ja!“ Er warf den Kopf zurück. „Juano, hier steht mein Weib, und hier sind meine Hände. Wohlan! Jetzt gilt's! Die Liebe kann alles. – Lucia, küsse mich!“

Wie gern schmiegte sie sich in seine ausgebreiteten Arme! Sorgenvoll küßte sie ihn.

„Du bist jetzt so oft anders.“

Sie traten ins Comptoir zurück. Sein Blick fiel auf den Tintenfleck am Boden.

„Ja, ich bin anders; ich will anders werden. – – Lucia, heute nachmittag muß ich auf die Plantage. Willst du mitgehen?“ Er atmete schwer und fixierte sie gespannt.

„Ich werde hier bleiben, Alfred.“

„Lucia,“ sagte er freudig bewegt. „Sobald wie möglich komme ich zurück. Und dann, dann weiche ich nie mehr von deiner Seite, mein guter Geist.“

Nachmittags machte Alfred sich auf den Weg zur Plantage. Lucia begleitete ihn bis zur Lagune. Die Sonne brannte heiß. Als das Boot sich langsam entfernte, winkte sie ihm nach. Aufrecht stand er darin, im Tropenhelm und ganz in Weiß. Wie das leuchtete überm Wasser, und wie er sehnsüchtig sie anblickte! Plötzlich legte er die Hand an die Pistole im Gürtel. Mit zusammengekniffenem Auge spähte er herüber. Ein scharfer Knall – und eine Taube, welche gerade über Lucia hinweggeschwebt, fiel zuckend zu deren Füßen. Ein Neger kam herbei und hob das Tierchen auf. „Massa guter Schütze!“ sagte er. Lucia aber schaute, blaß vor Schrecken, ihrem Gatten nach. „Immer so schnell!“ dachte sie. „Wie ernst und trotzig er blickt! So schön sah ich ihn nie.“

Sie fühlte sich unruhig und beklommen. Ohne ihn – leer und öde kam ihr das Haus vor, zu dem sie zurückging; sie mochte nicht hineintreten. Durch den Hof der Faktorei begab sie sich hinunter zum Meeresstrand. Es war Ebbe. Auf der glatten Düne lagen hell schimmernde Muscheln. Sie konnte sich nicht erinnern, hier je allein gegangen zu sein. Mit Alfred hatte sie hier täglich die übliche Abendpromenade gemacht. Sie schritt den wohlbekanntem Weg weiter und wunderte sich, daß sie eine Art Kältegefühl hatte an der Seite, wo sonst ihr Mann zu wandeln pflegte. Wie beschwerlich ging sich's allein! Sie kam sich, je weiter sie wanderte, immer hilfloser und verlassen vor. Rechts das wogende Meer und links die Negerhütten, vor denen die schwarzen, halbnackten Menschen herumschlenderten, freundlich zu der weißen Frau herübergrüßend.

Plötzlich kam aus einem der Seitenwege der Doktor hervor. Ein böser Blick brach aus seinen Augen, als er Lucia sah. Sie schlug den Rückweg ein. Mit Entsetzen vernahm sie seine schweren Tritte hinter sich.

„So ganz allein, Madame?“ rief er ihr nach. „Sie täten übrigens besser, ein Auge auf den Herrn Gemahl zu haben.“

Sie antwortete nicht und ging schneller.

„Ha, ha!“ lachte der Riese. „So ein reicher Herr kann sich's bequem machen. Für den kleinen Sprößling baut man etwas abseits eine nette Villa. Na, die ersten Vaterfreuden! Hahaha!“

Halb ohnmächtig erreichte Lucia die Faktorei. Sie ging wieder zur Lagune und befahl, sofort ein Kanu nach der Plantage. Stumpfsinnig zusammengekauert saß sie auf dem Stuhl, den ihr der Diener hineingestellt hatte. Sie begriff jetzt alles –: das Benehmen Alfreds, bald ausgelassen, bald reizbar, bald überschwänglich, bald zurückhaltend. Was mußte er innerlich für eine schwere Last mit sich herumschleppen! Aber wie konnte er so töricht sein, alles das nicht weit wegzuschicken, wenn er es doch verheimlichen wollte!

Namenlose Empörung verschlang alle weichen Regungen in ihr. Alles war tot – mit kalten Augen starrte sie auf die friedliche Landschaft. Leicht zog das Fahrzeug auf den Wellen dahin, in denen sich die Sonnenstrahlen badeten. In wunderbaren Farben schillerte im Wasser die Himmelsbläue; zu beiden Seiten neigten sich nickende Schilfgräser über die Ufer. Das Boot machte eine Biegung um eine kleine Insel, auf der saftiggrüne Büsche, innig miteinander verschlungen, wucherten. Wenige violette und weiße Blumen schauten schüchtern daraus hervor; an schwanken Zweigen hingen niedliche Vogelnester. Aber was war das für ein Leben in der Luft! Zierliche dunkle Vögel schwirrten hin und her.

Mechanisch blickte Lucia nach ihnen; sie kamen ihr so vertraut vor – da erkannte sie plötzlich die alten Bekannten – Schwalben. Hier in meeresweiter Ferne hatten sie im Busch unter Palmen ein luftig Quartier und taten so vertraut und geschäftig wie daheim am Gebälk unterm Giebeldach.

Lucia drückte ihren breitrandigen Tropenhelm tief ins Gesicht, damit die Diener den Tränenstrom nicht sähen, der heiß und unaufhaltsam hervorbrach.

Rosenzeit, schnell vorbei,
Schnell dahin gegangen;
Wär' mein Lieb nur blieben treu,
Sollte mir nicht bangen.

Also klang es in ihrem Innern. Sie hätte ihre Seele ausströmen können in unendlicher Wehmut.

Endlich stießen die Diener mit dem schlanken Boot ans Ufer. Rasch schlug Lucia den schmalen Buschpfad ein, den ihr Mann bis zur Plantage hatte durch die Wildnis bahnen lassen. Der Weg war abgetreten, aber hüben und drüben wehrte die undurchdringliche grüne Wand jeden Ausblick. Lockende Vogelstimmen tönnten da und dort.

Die Schritte der Müden wurden matter – da lichtete sich der Pfad. Schwarze Arbeiter machten ein langes Feldstück urbar. Dahinter sah man die gleichmäßigen Reihen der Kaffeeebäume, über die das Dach des Tennerschen Landhauses hervorschaute. Ein breiter Weg führte dorthin.

Wie ein dumpfer, schwerer Druck lastete es auf Lucias Seele. Mit welchem Interesse war sie seither dem Wachsen auf der Plantage gefolgt! Jetzt blickte sie gleichgültig an den ebenmäßigen, runden Bäumchen vorüber, unter deren länglichen, tiefgrünen Blättern schon die dunkelroten Früchte hervorleuchteten, während die Astspitzen noch weiße Blüten trugen, welche einen betäubenden Jasminduft ausströmten. Glühend brannte die Sonne hernieder.

Jetzt trat Lucia in den Schatten der jungen Palmbäume, die das Landhaus umstanden. Seitwärts zog sich ein grasiger Platz hinunter, mit einem unregelmäßigen Gehege abgegrenzt; darauf weideten Ziegen und Schafe, und tausendstimmiges Gezirpe von Grillen klang herüber durch die tiefe Mittagsstille, die über der Plantage brütete. Erschöpft lehnte sich die junge Frau an einen Stamm und spähte ins Haus. Glasfenster waren nicht da – nur Läden und Türen, die weit offen standen, so daß sie bequem in das Arbeitszimmer des Professors schauen konnte. Er saß über einen Tisch geneigt, eifrig schreibend. Wenn er aufsah, mußte sein Blick sie treffen.

Lucia verharrte bebend vor Erregung. Sie betrachtete das stille bleiche Gesicht, auf dem sich ernstes Nachdenken ausprägte. Jetzt sah er auf. Erstaunen und Bestürzung veränderten seine Züge. Er eilte heraus. Hilflos umfaßte sie die Hand, die er ihr bot.

„War mein Mann hier?“

„Vor kurzer Zeit ging er weg,“ entgegnete der Professor.

Sie blickte ihn an, als wollte sie auf den Grund

109 [page missing]

seiner Seele dringen. „Ich muß ihn sofort sehen. Können Sie mir den Weg zeigen?“

„Gewiß!“ sagte er arglos, „wir werden ihn schon finden. Vielleicht sieht er nach den Arbeitern, die dort bei den Maisfeldern ihre Hütten haben. Aber wollen Sie nicht vorher eine Erfrischung zu sich nehmen?“

Lucia verneinte. Beklemmende Angst legte sich ihr bleischwer aufs Herz. Eilig schlugen sie den Weg ein, der sie bald an die Felder brachte, auf denen übermannshoher Mais üppig grünte. Schmale Pfade liefen kreuz und quer.

Jetzt tauchte eine niedere Lehmhütte auf. Ein kräftiges Weib stand davor und zerrieb eifrig zwischen Steinen Maiskörner zu Mehl. Zwei kleine Kinder, die sich schreiend an ihre nackten Beine klammerten, verrieten ihr die Ankunft der Fremden.

Die Negerin wandte sich um, und indem sie mütterlich das Kleinste an sich nahm, wies sie die Fragenden nach einer bestimmten Richtung und sagte freundlich nickend und lachend: „Massa!“

Die beiden Weißen gingen weiter. Plötzlich prallte Lucia zurück und zog ihren Begleiter mit sprechendem Blick hinter eine Reihe Maisstauden. Von da aus überschauten sie einen kleinen freien Platz, der mit einer grünen Hecke eingezäunt war. Eine Lehmhütte stand mitten drin, und davor kauerte Godone, gleichmütig aus einer kurzen Pfeife, die sie zwischen den Zähnen hielt, rauchend. Aber ihre schwarzen Augen blickten lebhaft nach den beiden Männern, die vor ihr standen. Es waren Alfred und jener besser gekleidete Schwarze, den Lucia im Comptoir getroffen hatte.

„*Well!*“ rief der letztere, „ich werde nun das Weib mit mir nehmen, und wenn du nicht vergißt, mir im Monat zwanzig Schilling für den kleinen Jungen zu zahlen, soll er einmal als tüchtiger Händler zu dir nach Europa kommen!“

Mit Kennerblick musterte er sodann die kräftige Gestalt Godones und sagte etwas in der Landessprache zu ihr.

Das Weib stand auf und wies lamentierend auf das Bündel, welches sie über den Rücken hängen hatte. Jetzt hob sich das Kinderköpfchen; das gelblichbraune kleine Gesicht des wohl nur einige Tage alten Wesens war dem Alfreds täuschend ähnlich.

Lucia stieß einen Schrei aus und wich strauchelnd zurück. Der Professor fing sie in seinen Armen auf.

Vor dem Landhause ging die Seebrise raunend durch das lange dürre Gras. Mit seinen knisternden braunen Halmen langte es hinauf zu den niedrig sitzenden Fenstern des Erdgeschoßes.

Drinne im Zimmer saß gebückt der Professor auf der Fensterbrüstung. In einem geflochtenen Lehnstuhl lag mit geschlossenen Augen Lucia, schlaff, müde, bleich.

Drinne kein Laut – draußen nur die leise fächernde Luft!

Geschmeidig schlüpfte eine Eidechse zur offenen Tür herein; sie blieb stehen, hob das Köpfchen mit den muntern, glitzernden Augen und wußte offenbar nicht, was sie aus den beiden unbeweglichen Menschen machen sollte; noch einen Anlauf, unsicher hielt sie abermals inne – der Professor machte eine leichte Bewegung: da – wie der Blitz fuhr sie scheu zurück und zur Tür hinaus.

Es fing an zu dunkeln.

„Die Nacht kommt schnell,“ stöhnte die Kranke. „Die Nacht!“

Der Professor trat zu ihr hin. Wie abwesend starrte sie ihn an und schwieg.

„Die Nacht kommt schnell,“ wiederholte.

Kalt überfiel es ihn.

Es war ihm, als müßte etwas Unheimliches hereinbrechen, plötzlich wie die Nacht der Tropen.

Er entzündete die Lampe auf dem Tisch und trat wieder zur Fensterbrüstung hinan. Draußen im Duster, dort hinter dem Geäst der Palmen und Kaffeebäume, sah er etwas wie einen weißen Streifen. Es kam, es verschwand, als irre ein Mensch hin und her. Der weiße Streifen irritierte ihn. „Ich bin nervös,“ sagte er zu sich selbst. – Nun ruhte sein Auge bald auf Lucia, bald auf der Lampe.

Ein schwarzer Nachtfalter umkreiste das Licht. Hörbar stieß er am Cylinder an, wieder und immer wieder. Jetzt flatterte er oben über der Flamme – zuckend sank er herab. Der eben noch draußen mit prächtigen Flügeln in Lüften sich gewiegt, lag als unförmlicher Raupenleib auf dem steinernen Boden des Gemachs.

Plötzlich horchte der Professor auf. Ein dürrer Zweig knackte draußen. „Was schleicht ums Haus?“ Er streckte den Kopf hinaus. „Nichts!“

Kam die Nachtkühle zum Fenster herein? Oder schauderte es ihn von innen heraus? Er machte ein paar Schritte ins Zimmer hinein.

„Wie der Mensch doch abhängig ist von seinen Stimmungen!“ dachte er. „Aber Ahnungen haben Prophetenmund, heißt es. Ich wollte, diese ahnungsvolle Nacht wäre vorüber.“

Was knirschte im Sand? Hart am Haus! Schlich es wieder? – Jäh trat er unter die Tür. Ein geisterhaftes Gesicht dicht ihm gegenüber! Alfred!

„St!“ machte der Professor, „sie schläft!“

„Ich weiß,“ antwortete Alfred und wich zurück.

Draußen, wo der Oleanderbaum sein Gezweige der Tür zuwölbte, blieben die beiden Männer stehen. Magisch überflutete der gerade aufgehende Mond die zwei weißen Gestalten mit seinem Licht.

Unter dem traurig forschenden Blick des Professors trat Alfred in den Schatten des Oleanders und umklammerte, wie eine Stütze suchend, mit der aufwärtsgreifenden Rechten einen gebogenen Ast über sich.

„Was sagte sie?“

„Nichts!“ Der Professor zuckte die Achseln.

„Nichts!“ sprach Alfred ihm nach und blickte ins Leere. Seine kramphaft geschlossene Linke öffnete sich und machte die Bewegung des Wegwerfens, als lohne es sich nicht, etwas noch länger festzuhalten.

Die Grillen zirpten immer fort, und der Wind raunte im Gras. Alfred horchte so hin.

„Muß es nicht wohl tun,“ sagte er in halbem Selbstgespräch, „hier zu ruhen – lange – immer –? Einst war ich jung und gut. Aber die klare Quelle ahnt nicht, welche reißende Ströme kommen und sie erfassen. Sie“ – er blickte seinem Gegenüber fest ins Auge – „Sie sind nicht wie ich. Sie sind gut – ich weiß es. Aber ich – mit argen Gedanken umschlich ich das Haus. Zu wissen, sie ist hier – bei Ihnen, dem Reinen, den sie liebt, lieben muß – denn das Weib liebt, wo es bewundert – das zu wissen, war hart. Und die Kugel in diesem Lauf“ – er nahm die Pistole aus dem Gürtel – „Mann, sie galt Ihnen – –“

Bestürzt fuhr der Professor zurück.

„Hätte sie nicht gefehlt, dann wäre mein die Ruhe. Es wäre einer weniger, der begehrte, wo er nicht begehren darf. Mein Lieber“ – im aufwallenden Gefühl des Erbarmens legte er ihm die Hand auf die Schulter – „nur wer nach heißem Kampf gesiegt, weiß, was ihm der Sieg gekostet. Machen Sie nun, daß ich mich meines Sieges freuen kann – auch für Sie!“

„Ja, du bist besser als ich,“ stöhnte Alfred. Entschlossen reckte er sich empor. „Die Kugel ist im Lauf. Die Mondnacht ist zum Jagen gut. Ich weiß eine Antilope im Busch.“

Er wandte dem Professor den Rücken und ging.

Dieser tat einige Schritte ihm nach. Da – auf der Schwelle, bleich und bebend, stand Lucia.

„Ich hörte seine Stimme – was wollte er? Wo ist er? Dort beim Busch noch sein Schatten! Ich will – ich muß –“

Er drängte sie sanft ins Haus zurück. „Sie bleiben – ich gehe!“ Er piff dreimal, worauf verschlafen sein schwarzer Diener kam. „Bleib hier bei der Missis!“ sagte er.

In der Nähe fiel ein Schuß. Sie sahen einander an.

„Das war er,“ schrie sie auf.

Sie eilten in der Richtung fort, nach welcher Alfred gegangen.

Im Busch lag er hingestreckt, das Mondlicht über ihm, die Pistole auf der Brust, die Augen brechend.

Lucia warf sich neben ihm nieder.

„Für dich!“ hauchte er. „Ist das gesühnt?“ – –

Und die Grillen zirpten immerfort, und der Wind raunte im Gras.

Um das sonst so stille Landhaus herum war heute ein lebhaftes Hin und Her. Schwarze Diener schlenderten auf und ab. Ein Trupp teilnehmender Landsleute hatte sich soeben vom Professor verabschiedet.

Jetzt kam Seovavi mit Floras Käfig, den er aus eigenem Antrieb mitgebracht, den Weg von der Plantage her und trug den Vogel in das Zimmer, in welchem Lucia lag. Betrübt kauerte Flora auf ihrem Stäbchen, begann aber, außer sich vor Freude, mit den Flügeln zu schlagen, als sie der Herrin ansichtig wurde.

„Küß die Hand, küß, küß!“ rief sie mit Alfreds Tonfall. Lucia barg das Gesicht in die Kissen und schluchzte.

Der Professor trat herein und an ihr Lager.

„Das Tierchen regt Sie auf. Sie brauchen doch Schonung, äußerste Schonung. Darf ich um das Thermometer bitten?“

Sie zog es folgsam aus der Achselhöhle und reichte es ihm. Er trat ans Fenster und notierte in sein Buch: 41 Grad. Der Bleistift entfiel seiner zitternden Hand.

Guadjovi erschien am offenen Fenster und bot ihm eine Platte dar, auf welcher ein wunderschön gebackener Kuchen lag.

„*Good for Missis!*“ sagte er, verlegen lächelnd.

Der Professor klopfte ihm wohlwollend auf die Schulter und trat wieder zu seinem Pflegling. Er setzte sich ans Bett. Wie wohl war ihm an ihrer Seite! Wie nahe waren sie einander!

So ganz anders sah es, seit sie da war, im Zimmer aus, das ihn sonst so leer und öde angegähnt hatte. Auf dem Tisch prangte ein Blumenstrauß, den Rupp gebracht. Dort an der Wand hingen Frauengewänder, auf den Stühlen Teppiche und Plaids. Es war ihm, als halle seit gestern sein Schritt nicht mehr so hohl und hart auf dem steinernen Boden.

Flora entstieg bedächtig ihrem Käfig und kletterte behend am Bett hinauf. Mit schwacher Hand streichelte Lucia ihren Liebling, der dicht an sie herankroch.

„Haben Sie Flora lieb,“ bat sie den Professor, „wenn ich sterbe!“

„O Lucia, wieder allein sein!“

„Er ist ja auch allein. Heute nacht sah ich ihn im Traum. Ich sagte: ‚ach, du lebst? Denk, mir war, du seiest gestorben.‘ Mir war so leicht, so seelig, daß ich ihn wieder hatte. Doch still und traurig blickte er mich

116 an. Ach, was ist doch all unser Grollen! Wie leicht erscheint uns die Vergebung, wenn es zu spät ist! Wie klein das bißchen Glück, um das wir rechten und feilschen! Und das Glück ist doch nur die Liebe, welche erträgt und verzieht.“

Sie schwieg in tödlicher Ermattung.

Er lauschte nach ihren Atemzügen. Behutsam streckte er die Hand aus. Flora setzte sich gehorsam darauf und ließ sich in den Käfig zurücktragen. Er bedeckte ihn mit einem Tuch und begab sich wieder ans Bett.

Die Kranke schlummerte.

Er betrachtete das zarte Antlitz. Es glich kaum mehr jenem rosigen, lachenden Mädchenangesicht von damals. Wächsern und wie durchsichtig lagen die Hände auf der dunkelroten Bettdecke.

„Aber sie schläft. Vielleicht – vielleicht doch –?“ Er faltete die Hände. „Gott, du kannst mir dieses Leben erhalten.“ Sein Kopf sank tief auf die Brust herab. „Und dann? Zwei müde Pilger, die sich stützen auf dem Erdenpfade, die sich anlächeln, wenn harte Stimmen fragen: ‚wer seid ihr?‘, die sich trösten, wenn es so dunkel und schaurig ist.“

„Mein Freund, ich versinke,“ tönte es plötzlich neben ihm, ganz schwach. Er sprang auf und beugte sich über sie. „So leicht, so wohl!“ lispelte sie. Ihr Kopf fiel zurück.

„Lucia!“ rief er angstvoll.

Sie hörte ihn nicht mehr.

Schauernd hielt er ihre nur noch matt zuckenden Hände. –

Als endlich spät abends Seovavi großäugig spähend mit einem Licht hereintrat, lag der Professor auf den Knien vor dem Lager. Das Gesicht an ihrer Seite in die Kissen vergraben, hielt er noch immer Lucias Hände.

117

Auf dem Schiff, das ihn heimatzu trug, stand ein stiller Mann und blickte hinüber zu einem weltverlassenen Ort am Meeresstrand, wo zwischen verwitterten Kreuzen zwei frische Hügel sich wölbten. Keine Blumen sprießen dort weit und breit; nur rauhes Gras und zähes, dürftiges Gestrüpp ringt sein Leben dem mageren Sand ab in beständigem Kampfe mit der salzigen Seebrise. Da ist kein Frühling, in dem fröhliche Vögel singen. Da ist kein Winter, in dem düstere Raben traurig krächzend vorüberfliegen. Aber unter der ewig sengenden Sonne rauscht das Meer fort und fort sein gewaltiges Lied, und manchmal schweben weiße Möven mit klagendem Ruf vorbei.

Dorthin schaute der stille Mann in bitterer Wehmut, bis die Nacht gekommen. Wo war sie, die süße Stimme, die einst ihm geklungen? Er blickte empor zum unendlichen Raum, der wundersam über den rauschenden Wassern sich dehnte. Da fühlte er, wie er sich sehne nach dem Ewigen.

[illustration]